



**Deutsche  
Internierten Zeitung.**



Letzter Schweizer Gruß.

arat

eit.  
iniaapotheke,

ue  
orm  
ihers durch

Stück  
90  
Rappen

HAUS  
ern  
2960

Bafel

. Blodier,  
Fr. —.60  
n Deutsch  
ruch des  
Fr. —.50  
enfrage?  
n August  
Fr. 1.—

nützen  
hochstehend  
en Fr. 6.—  
h „ 7.—  
fs. mehr An-  
e erwünscht.  
r Internierte  
t Rabatt

lgasse 7



# Europa's größter Kaffee-Rösterei- Betrieb

— • —  
Verkaufsfilialen in allen größeren  
Schweizer Städten.



## Die deutsche Sozialversicherung.

Wir Deutschen werden vielfach verspottet, ja, gehaßt wegen der streng durchgeführten Ordnung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens: Schule, Militär, Verkehr, Versicherungswesen usw. Unsere Feinde schelten über den „Drill“. Sie verbreiten die falsche Meinung, als lebten wir nur im Zwang und als müsse dieser Zwang alle unglücklich machen. In Wahrheit hat dieser Zwang uns in allen Dingen gefördert. Durch den Schulzwang nehmen alle Deutschen an den großen Gütern der Bildung und des allgemeinen Wissens teil. Der Zwang zum Militärdienst hat unser Vaterland vor den Feinden geschützt und geeinigt. Die Zwangsversicherungen aber haben die wirtschaftliche Lage der minderbemittelten Bevölkerung geregelt und gesichert. Seit der Einführung des Kranken-Versicherungsgesetzes im Jahre 1883 bedeutet die Erkrankung des Ernährers einer Arbeiterfamilie nicht mehr den Zusammenbruch und Verfall der Familie. Er bekommt ausreichende ärztliche Pflege, wenn es not tut Krankenhausbehandlung usw. Die Familie aber verliert nicht gänzlich jede Einnahme, sondern kann durch das gewährte Krankengeld sich solange durchhelfen, bis ihr Ernährer wieder hergestellt ist und seine Familie wieder selbst versorgen kann.

Die Krankenkassen begnügen sich aber nicht mit der Fürsorge an den Leidenden. Sie dehnten ihre Wirksamkeit auf allgemeine Krankheitsverhütung aus, sie suchten durch gründliche Heilmaßnahmen dauernde Heilerfolge zu erzielen und durch ausgiebige Fürsorge für Genesende den schädigenden Einflüssen auf den geschwächten Körper entgegenzuwirken. Sie gründeten zu diesem Zweck Krankenhäuser, Genesungsheime und Lungenheilstätten. Bei Ausbruch des Krieges verfügten sie über etwa hundert derartige Anstalten, die durchaus mustergültig waren. Auch die anderen Träger unserer Sozialversicherung, insbesondere die Landesversicherungsanstalten, stehen auf dem Standpunkt, daß die Fürsorge erst in der Vorbeugung in vollkommenster Form gelöst wird. Sie griffen besonders eine der schrecklichsten Plagen des Menschengeschlechts, die Tuberkulose, erfolgreich an. Ihrem Wirken ist zum großen Teil die starke Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit zu verdanken. Auf zehntausend Lebende berechnet war sie 1913 in Preußen auf 13,65 gegen 30,95 im Jahre 1876 und im Deutschen Reich auf 14,3 gegen 25,9 im Jahre 1892 zurückgegangen. Bis zum Ausbruch des Krieges sind von ihnen etwa 1,3 Millionen Versicherte behandelt und dafür rund 320 Millionen Mark ausgegeben worden. Zur Aufnahme von Kranken besaßen die Versicherungsanstalten 41 eigene Sanatorien, Genesungsheime und Krankenhäuser mit über 4000 Betten und 43 Lungenheilstätten mit über 5000 Betten. Alle diese Einrichtungen leisteten Bedeutendes zur Hebung der Volksgesundheit. In der gleichen Richtung wurde das große Kapitalvermögen der Anstalten — mehr als zweitausend Millionen — angewendet. Es wurde nicht als toter Schatz dem Verkehr entzogen, sondern zum größten Teil für gemeinnützige Einrichtungen ausgeliehen, die erst dadurch lebensfähig wurden. Für den Arbeiterwohnungsbau wurden beispielsweise vor dem Kriege 533 Millionen ausgeliehen. Zur Befriedigung des landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisses wurden nahezu 199 Millionen Mark aufgewendet. Zur Förderung der allgemeinen Volkswohlfahrtspflege wurden rund 605 Millionen als Darlehen gegeben.

Im gleichen Schritt mit der Arbeiterversicherung wurde der Arbeiterschutz entwickelt. Sonntagsruhe, Regelung der Arbeit von Kindern, jugendlichen Personen und Frauen schoben der rücksichtslosen Ausnutzung menschlicher Arbeitskraft einen wirksamen Riegel vor. Es galt eben, die Massen vor Berufsschädigungen zu schützen und des Staates wertvollsten Schatz, ein gesundes Volk, zu erhalten.

In diesem Sinne wirkten auch die Berufsgenossenschaften, die Träger der Unfallversicherung. Sie erließen mustergültige Vorschriften und achteten auf ihre nachdrückliche Durchführung in den Betrieben. Sie verminderten dadurch die Zahl der Unfälle, sorgten für sachkundige erste Hilfe bei Unfällen und milderten deren Folgen durch vielfache Einrichtungen. Mit einem Aufwand von 200 Millionen gewährten sie, zum Teil in eigenen Anstalten, den Unfallverletzten kostenlos eine möglichst frühzeitige, weil dann wirksamste Heilfürsorge, die den Anforderungen der neuesten Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft entspricht. Die langjährige Arbeit der Berufsgenossenschaften wurde eine Vorschule für die Behandlung der Kriegsverletzten.

War auf diese Weise für Krankheit und Unfall gesorgt, so wurde auch das Alter und die Invalidität nicht vergessen. Die Landesversicherungsanstalten gelten als Träger der Alters- und Invaliditätsversicherung. Sie zahlen Invalidenrente, Krankenrenten, Witwenrenten, Witwen-Krankenrenten und Waisenrenten. Und zwar werden die Invalidenrenten als Altersrenten an solche Versicherte, die über 65 Jahre alt sind und an solche, die nicht mehr voll oder überhaupt nicht mehr arbeitsfähig sind, gezahlt. Die Altersgrenze für die Altersrente, die ursprünglich erst vom 70. Lebensjahr ab gezahlt wurde, ist mitten im Kriege auf das 65. Jahr herabgesetzt worden — ein Zeichen von der Leistungsfähigkeit der Zwangsversicherung.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren die Grundlagen der sozialen Gesetzgebung gelegt worden — 1883 die Kranken-, 1884 und 1889 die Unfall- und die Alters- und Invalidenversicherung. Dabei blieb die soziale Gesetzgebung nicht stehen. Sie wurde in den folgenden Jahren mannigfach umgestaltet und ausgebaut. Immer vorsichtig stufenweise aufsteigend in der Bemessung der Leistungen und der Abgrenzung der Kreise der Versicherten. 1911 trat die Reichsversicherung in Kraft, das nächst dem Bürgerlichen Gesetzbuch umfangreichste Gesetzgebungswerk des Deutschen Reiches. Für die in gehobener Stellung Beschäftigten wurde die seit Januar 1913 wirksame Angestelltenversicherung geschaffen und damit die Gesetzgebung auf diesem Gebiete zu einem vorläufigen Abschluß gebracht.

Die minderbemittelten Volkskreise sind nunmehr restlos dem sozialen Versicherungswesen eingegliedert. Von einer Gesamtbevölkerung von annähernd 68 Millionen waren beim Ausbruch des Krieges 20 Millionen gegen Krankheit, 25 Millionen gegen Unfall und 16 Millionen gegen Invalidität und Alter versichert. Bis dahin wurden nahezu 11,7 Milliarden Mark Entschädigungen (Krankenfürsorge, Renten usw.) an etwa 127 Millionen Versicherte gezahlt, wozu die Versicherten selbst etwa 6,4 Milliarden Mark beitrugen. Der tägliche Aufwand in den drei Versicherungsweigen belief sich bei Kriegsbeginn auf 2,5

Millionen. Im Lande des „Militarismus“ wurden im letzten Friedensjahre einschließlich der Verwaltungskosten für die Arbeiterversicherung 950 Millionen Mark ausgegeben, während die gesamten Aufwendungen für Heer und Marine nur 230 Millionen Mark mehr betragen haben — wie der Präsident des Reichsversicherungsamts, Dr. Kaufmann in seiner Schrift: „Was dankt das kämpfende Deutschland seiner sozialen Fürsorge?“ nachweist.

Das alles wurde in dem Reiche geleistet, das wegen seiner „Zwangsorganisationen“ so verpönt ist. Aber gerade diese Organisationen und sozialen Leistungen sind es nicht zum wenigsten, die auch in den Arbeiterklassen die rechte Vaterlandsliebe aufleuchten ließen, als die Feinde unser Land bedrohten. Und diese wohl begründete Vaterlandsliebe wird auch fernerhin unser Volk anfeuern, seine letzte Kraft für den Sieg aufzubieten. H. O.

## Die deutsche Sprache im Weltverkehr.

Von Dr. E. Lange.

(Schluß.)

Wenn es nun in der Jetztzeit für Fremdsprachliche ein schier unüberwindliches Hindernis geben sollte, die deutsche Sprache zu erlernen, so könnte dies daran liegen, daß die deutschen Laute zu schwer nachzuzahlen wären. Gewisse Zisch-, Kehl- oder Schnalzlauten können allerdings dem Erlernen einer Sprache beträchtliche Hindernisse bereiten. Eine solche Schwierigkeit besteht im Deutschen nicht. Es dürfte keinen deutschen Laut, weder Vokal noch Konsonanten geben, den man nicht in einer ganzen Reihe anderer Sprachen wiederfinden kann. Da es in der deutschen Sprache keinen Laut gibt, der so eigenartig wäre, daß er nur in der deutschen Sprache vorkommt, so kann eine unüberwindliche Schwierigkeit weder im Nachahmen der deutschen Laute noch der deutschen Sprache bestehen. Wie hätte sonst eine große Anzahl von afrikanischen Negern der verschiedenartigsten Stämme sogar unser Schriftdeutsch richtig sprechen, lesen und schreiben lernen können?

Zum Belege meiner Behauptung kann ich anführen, daß ich an Sudannegern, die noch nie eine europäische Sprache hörten, Versuche angestellt habe, um zu sehen, ob es für sie leichter wäre, englische und französische Laute als deutsche nachzuzahlen. Je nach den ihnen geläufigen Lauten der Stammsprache fanden sich gewisse Unterschiede in der schnelleren Erfassung und Nachahmung der europäischen Sprachlaute. Die Leute des einen Stammes lernten leichter englische Laute, die eines anderen deutsche oder französische. Wenn es zum Beispiel gewissen Mischstämmen von Bantu- und Sudannegern unmöglich ist, r und l zu unterscheiden, so bleibt es sich ja einigermaßen gleichgültig, ob sie nun grass und glass auf englisch oder deutsch verwechseln.

Mit einem gut deutsch sprechenden Professor der Universität von Peking unterhielt ich mich einmal über die deutsche Sprache. Er meinte, sie wäre doch „ziemlich schwer“ zu erlernen. Als ich mich dann erkundigte, wie er denn seine Sprachstudien begonnen hätte, erzählte er mir folgendes: Die englischen Übersetzungen der Schriften Kants hätten ihm nicht genügt. Da er aber Kant ganz verstehen wollte, so habe er eben begonnen, seine Werke im Urtext zu lesen und so langsam unter Vergießen vieler Schweißtropfen die deutsche Sprache erlernt. Zweifellos hat

dieser verkehrte Weg, die deutsche Sprache zu lernen, trotzdem etwas Grandioses an sich. Er beweist, daß selbst die Sprache Kants für einen arbeitsamen Mongolen nur „ziemlich schwer“ war.

Aber nicht nur vom Neger und Chinesen lassen sich jene Völker Europas, die das Deutsche, weil es ihnen zu schwer ist, nicht lernen können, in den Schatten stellen, sondern sie erkennen sich auch die Fähigkeit ab, die sogar ein einigermaßen gelehriger Papagei besitzt. Ich habe Papageien französisch, englisch, spanisch, portugiesisch, arabisch und deutsch sprechen hören und sie leisteten in jeder Sprache das Gleiche. Würden wirklich andere europäische Völker, wie sie teilweise angeben, die deutsche Sprache nicht erlernen können, so hätten wir allen Grund, sie ihrer Ungeschicklichkeit wegen aufs tiefste zu bedauern. Daß ja die Schwierigkeit des Erlernens der deutschen Sprache von vielen anderssprechenden Europäern überwunden wird, wissen wir alle. Aber tiefer liegende Gründe haben das äußerst praktische Märchen von der schwer zu erlernenden deutschen Sprache nicht absterben lassen.

Von vornherein sollte es jedem denkenden Menschen klar sein, daß sich die Weltverkehrssprachen geschichtlich herausgebildet haben und überhaupt nicht nach dem Prinzip der Leichtigkeit ausgewählt, von Fremdsprachlichen angenommen und verbreitet wurden. Wie viele Fremdvolker verständigen sich mit russisch oder chinesisch? Das Arabische, das ja auch die wirklich schwere Koransprache zu seinen Bestandteilen rechnet, hat sich Syrien, Mesopotamien und Afrika bis zum Äquator erobert. Man werfe nur einen Blick in eine englische oder französische Grammatik, und man wird erstaunen, welche Fülle von Regeln, Ausnahmen und Sprachfeinheiten dort angeführt sind. Ob denn diese Sprachen, wenn man sie völlig erlernen will, leichter sind als das Deutsche? Sicher nicht. Ich glaube, daß der Kraftaufwand, der nötig ist, um Französisch und Englisch mit all ihren unendlichen Feinheiten zu erlernen, auch genügt, um richtig deutsch zu lernen. Wäre dies nicht der Fall, so müßte zum Beispiel ein normal begabtes englisches Kind entweder seine Muttersprache schneller erlernen, als ein gleichaltriges deutsches die seine, oder aber es wären, da nun einmal gleichaltrige Kinder bei gleicher Auffassungsgabe gleichweit in jeder Sprache sind,

das wegen  
Aber ge-  
gen sind es  
erklassen die  
die Feinde  
ndete Vater-  
uern, seine  
H. O.

sprache zu  
sich. Er  
für einen  
wer" war.  
Chinesen  
Deutsche,  
n können,  
ennen sich  
igermaßen  
Papageien  
tugiesisch,  
und sie  
Würden  
ie sie teil-  
nt erlernen  
ihrer Un-  
bedauern.  
mens der  
rechenden  
wir alle.  
s äußerst  
lernenden  
en.  
nkenden  
verkehrs-  
aben und  
ichtigkeit  
enommen  
emdvölker  
inesisch?  
n schwere  
rechnet,  
frika bis  
inen Blick  
rammatik,  
n Regeln,  
angeführt  
man sie  
Deutsche?  
taufwand,  
glisch mit  
nen, auch  
Väre dies  
n normal  
e Mutter-  
chaltriges  
n, da nun  
her Auf-  
che sind,

die deutschen Kinder, die ja das Unglück haben, eine schwere Sprache erlernen zu müssen, schlauer als die englischen. Diese Ansicht wird aber wohl niemand verfechten wollen.

Sehr interessant ist es nun, wenn man jenen viel gesprochenen Sprachen im Weltverkehr begegnet. Sie sehen dort teilweise recht anders aus als in der Heimat und müssen sich allerhand Vergewaltigungen gefallen lassen. Das Pidgin-english und das Negerfranzösisch, das man am Kongo und seinen Zuflüssen spricht, haben ja nur noch herzlich wenig mit den gebildeten Muttersprachen gemein. Unter unsern Augen hat sich hier gewissermaßen ein Rückprozeß entwickelt. Die hochentwickelten, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Sprachen haben ihren Urbestandteil, die Verkehrssprache, wieder aus sich ausgeschieden.

Darin zeigt sich die Überlegenheit der Welt-sprachen gegenüber der deutschen Sprache. Jene Völker haben sich die einfache Ausdrucksweise der Vorzeit wieder erworben. Nun sehen wir auch mit einem Mal, was an der Behauptung, daß die deutsche Sprache schwer zu erlernen sei, wahr ist. Nicht an unserer Sprache liegt es, und wir wären ja ein von der Natur hart zurückge-setztes und zur Sklaverei geborenes Volk, wenn wir eine unerlernbare Sprache besäßen, sondern an uns, die wir uns nicht mehr in der einfachen Sprechweise des Analphabeten ausdrücken können. In dieser Erkenntnis liegt ein großer Trost. Denn wir können uns ändern, unsre Sprache würden wir nie zu einer leicht erlernbaren umwandeln können.

Es ist nötig, den Prozeß, den andere Sprachen infolge ihrer geschichtlichen Entwicklung durch-gemacht haben, künstlich vorzubereiten. Jeder einzelne, der ins Ausland kommt, kann hier mit-helfen, und es ist sogar seine Pflicht, wenn er sich als Deutscher fühlt. Sein Grundsatz sei: Komme ich mit Fremdsprachlichen zusammen, so will ich mir Mühe geben, so einfach wie nur irgend möglich zu sprechen. Es ist natürlich schwer, für den einzelnen ohne jegliche Richt-schnür die rechten Worte der deutschen Umgang-sprache zu finden, es ist aber nicht unmöglich. Denn die Analphabeten unter uns, die Kinder unter sechs Jahren, sprechen ja, soweit sie nicht „altklug“ sind, in dieser einfachen Sprache. Die Mängel dieser Methode liegen klar auf der Hand. Darum sollte der Staat hier einsetzen. Deutscher Geist hat während des Weltkrieges so viel hervor-gebracht, daß ich nicht daran zweifle, daß sich auch ein Gelehrter finden wird, der in einer kleinen Schrift die am häufigsten im Verkehr ge-brauchten deutschen Worte, dreihundert dürften genügen, zusammenstellen kann. Sätze in ein-fachster Ausdrucksweise, die dem Kolonialfran-zösischen, dem Pidgin-english, dem Vulgär-arabischen, dem Qaba-türkischen, dem Küsten-malayischen und andern Verkehrssprachen abzu-lauschen wären, müßten als Übungen dem

Büchlein angegliedert sein. Grammatikalische Schwierigkeiten dürfte es in diesem deutschen Esperanto nicht geben. Entschieden ist der Augenblick, in dem der deutsche Handel nach seiner scheinbaren Vernichtung wie ein Phönix aus dem Weltmeer neu erstehen wird, auch der geeignetste, um mit einer deutschen Verkehrs-sprache auf dem Platze zu erscheinen. Durch Unterstützung des Staates wird sich die von ihm anerkannte Verkehrssprache leicht einbürgern lassen. Soll denn ein Volk, das in seiner Ge-samtheit gelernt hat, sich in der Sprache seiner Dichter und Denker auszudrücken, nicht auch fähig sein, in einer einfachen Redeweise des Kaufmanns, Pflanzers und Farmers reden zu können? Im friedlichen Ringen nach dem Kriege dürfte eine deutsche Verkehrssprache eines der mächtigsten Mittel zu neuem Aufschwung des Deutschtums im Auslande sein.

Vergessen wir es nicht, daß die Sprache im Weltverkehr ein äußerst wichtiger Faktor ist. Einst saß ich am Lagerfeuer mit einem alten würdigen Kadi zusammen. Er sprach von Mekka, Medina und dem großen Sultan von Stambul. Ich erzählte ihm von meinem Vaterlande, seinen unendlichen Reichtümern und Schätzen. Sinnend hörte der Alte zu. Dann sprach er bedächtig: „Ja, Ihr Deutschen seid ein großes und mächtiges Volk. Allah muß Euch lieben, daß er Euch so viel Macht gab. Aber dennoch seid Ihr die Sklaven anderer Ungläubiger.“ Auf meine er-staunte Frage, wie er zu dieser Ansicht käme, fuhr er fort: „Sprichst Du nicht mit Deinen Leuten, mit Deinen Dienern, Deinen Soldaten die Sprache des weißen Volkes, das mächtiger ist als Deins? Spricht jemals der Herr die Sprache des Sklaven? Nie! Steige dort auf den hohen Berg, halte Umschau von seinem Gipfel: Soweit Dein Auge reicht, spricht der ungläubige Sklave die Sprache seines ungläubigen Herrschers. So will es Allah.“ In jener Tropennacht fühlte ich mich tief beschämt vor der Weisheit des einfachen Arabers, der die Macht der Sprache erkannt hatte.

Was uns Deutschen fehlt, ist eine einfache Ausdrucksweise in einer möglichst einfachen Verkehrssprache. Bei den jetzt herrschenden europäischen Welt-sprachen haben sich solche Verkehrssprachen als Absatz eines geschichtlichen Prozesses entwickelt oder erhalten. Wir dagegen sind gewohnt, vom einfachsten Mann an, uns in der Sprache der größten Vollendung auszudrücken. Niemand kommt bei uns im täglichen Gebrauch mit dreihundert Worten aus, wie ein großer eng-lischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts noch vom englischen Bauern behauptete. Daß unsere Schriftsprache Gemeingut aller Volksgenossen geworden ist, macht das Deutsche zum Welt-verkehr ungeeignet. Wird aber jetzt künstlich eine Grundlage zu einer deutschen Verkehrs-sprache geschaffen, so wird sich diese im Laufe der Jahre ganz von allein zu einer natürlichen deutschen Handelssprache entwickeln. Der

Deutsche im Ausland wird dann deutsch bleiben können, er ist nicht mehr gezwungen, sich in fremden Sprachen zu verständigen, seine Kinder brauchen nicht mit fremder Sprache deutschfremde Gesinnung und Denkungsweise in sich aufzusaugen. Gerade die slavischen und rein germanischen Völker Europas unterscheiden sich von den romanischen und anglo-keltischen Volksstämmen durch eine gewisse Freudigkeit am Erlernen fremder Sprachen. Daß diese günstige und vorteilhafte Naturanlage natürlich nicht durch die deutsche Verkehrssprache unterbunden werden soll, ist ganz selbstverständlich. Deutscher Grundsatz sollte es sein, so viel Sprachen wie nur möglich sprechen zu lernen, sie anzuwenden, wenn es erforderlich ist. Sobald es aber nur irgend zugänglich ist, sich zum mindesten der deutschen Verkehrssprache zu bedienen.

Wir sahen, daß unsre deutsche Sprache nicht so schwer zu erlernen ist, als daß sie zum Welt-

verkehr ungeeignet wäre. Der von andersprechenden europäischen Völkern gegen uns erhobene Vorwurf sollte sich gerechterweise nicht gegen sie, sondern gegen uns selbst richten. Wir waren bisher die Schwerfälligen. Möge jeder denkende Deutsche dazu beitragen, daß er seine angestammte Muttersprache ebensowenig wie sich selbst durch Schlagworte unterjochen läßt. Dann wird er auch im Frieden zur Verbreitung deutscher Art und Denkungsweise seinem Vaterlande und den sonst zur Verschmelzung mit andern Rassen verurteilten Auslandsdeutschen seinen schuldigen Zoll entrichten. Die Ausbreitung einer deutschen Verkehrssprache wird unsern zukünftigen Handel und kommende Kolonisation machtvoll unterstützen. Und so hätte dann der große Krieg auch für unsre Sprache einen neuen Zeitabschnitt, in dem sie ebenbürtig neben den andern europäischen Handelssprachen des Weltverkehrs auftreten könnte, geschaffen.

## Georg Jenatsch.

Versuch einer kurzen, geschichtlichen Darstellung von Emil Kast, Karlsruhe, z. Zt. Davos.

Das Land Graubünden, der Kern der deutschen Ostschweiz, ist durch den Krieg in Deutschland in den Vordergrund des Interesses gerückt. Ist es doch einer im Laufe eines Jahres außerordentlich rasch gestiegenen Zahl interner deutscher Soldaten und Zivilisten zur Stätte kräftiger Erholung geworden. Deshalb glaubt der Verfasser nicht ganz ungelegen mit einem Aufsatz zu kommen, der sich mit der Geschichte dieses Kantons, wie auch der der Landschaft Davos befassen soll. Der Aufsatz ist der packenden Gestalt des bündnerischen Helden Georgius Jenatsch gewidmet, jenem Kriegsmann und Politiker, der vom einfachen Landpfarrer zum Befreier seiner Heimat aufgestiegen ist. Jenatsch ist auch in Deutschland bekannt geworden. Conrad Ferdinand Meyer hat ihn zum Helden eines großen Romans erwählt. So wird es vielen, die als Verehrer der Kunst Meyers auch diese Verherrlichung des Bündner Landes und Volkes lieb gewonnen haben, wohl nicht ganz unwillkommen sein, wenn ihnen eine freilich nicht tiefgründige, geschichtliche Darstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit geboten wird. Die Zahl der geschichtlichen Arbeiten über Jenatsch ist, soweit sie veröffentlicht sind, verschwindend klein. Man muß aus umfassenden Werken über Graubündner Geschichte (von Moor, von Planta) das wenige, was sich auf Jenatsch bezieht, herauschälen. Neben einer Reihe kleiner Aufsätze und mündlicher Auskünfte konnte ich das wertvolle Buch der Davoser Landschaft (Landschaftsbuch) benutzen, in dem alte Gesetze der Davoser Landschaft im Urtext wiedergegeben sind. An diese Zusammenstellung ist ein geschichtlicher Überblick von Dr. M. Valär über 600 Jahre Davoser Geschichte angefügt, dem ich mich in der Darstellung der Geschlechterfolge seit Jürg Jenatsch anschließe. Soweit ich in der Biographie und Geschichte Jenatschs alte Zitate bringe, habe ich sie alle der einzigen, größeren Biographie über den Helden von Dr. Ernst Haffter entnommen.

Auf Grund geschichtlicher Belege konnte das Bestehen eines Geschlechtes der Jenatsch bis in das XV. Jahrhundert nachgewiesen werden. Urkundlich festgelegt ist, daß eines Samadener Bürgers Anton Jenatsch Sohn Andreas 1470 Amtsnotar gewesen ist. Einige Jahrzehnte später amtierte ein Gaudenz Jenatsch bei einem Schloßverkauf als Zeuge, und in denselben Jahren ist in Pontresina ein Andreas Jenatsch Pfarrherr der bündnerisch-evangelischen Gemeinde. Er dürfte einer der ersten dieser Familie sein, die der neuen Lehre anhängen. Wohl ein Sohn dieses Geistlichen ist der Notar Anton Jenatsch in Pontresina. Dessen Amts-

nachfolger ist ein ehemaliger Schulmeister von Zernez Johannes Jenatsch, der sich als scriba communis um die schriftliche Abfassung der im Oberengadin gültigen Kriminalstatuten verdient gemacht hat. Alle diese Jenatsch haben im Engadin, ihrer eigentlichen Heimat, Grund und Boden besessen, so daß man annehmen darf, sie seien nicht ganz mittellos gewesen. Zwei Söhne des Amtsschreibers, Anton und Johannes, werden gleichzeitig mit einem Andreas Jenatsch genannt. Ein Nikolaus Jenatsch ist wegen seines abenteuerlichen Lebens erwähnenswert, ursprünglich ein wilder Kriegsmann, wurde er in die Reihen der katholischen Geistlichen aufgenommen. Ende des XVI. Jahrhunderts wird ein Anton Jenatsch evangelischer Geistlicher. Ein anderer, Israel Jenatsch, ist 1617 in St. Moritz Pfarrer in recht ärmlichen Verhältnissen. Er hatte zahlreiche Kinder, zwei Söhne sollten tätig am Geschick ihrer Heimat teilnehmen. Einer war der Hauptmann Janutt Jenatsch, der andere (wohl ältere) Georg (Jürg) Jenatsch. Dieser Georg verheiratete sich 1620 mit der Tochter Anna des Hauptmanns Buol zu Davos. 1659 wird beider Sohn Paul Bundesammann. Der Adel der Jenatsch ist nicht nachweisbar. Dieser Paul verheiratet sich mit einer Elisabeth Valär, und dieser Ehe entstammt gleichfalls ein Sohn. Das Taufbuch führt ihn unter der Bezeichnung eines Sohnes des Junker Paul Jenatsch auf. Wie es um dieses Junkertum bestellt war, ist nicht ermittelt worden. Tatsache ist, daß die Jenatsch in aller kürzester Zeit zu den angesehensten Familien aufrückten, sie durften sich als ebenbürtige Rivalen der Familie der Sprecher betrachten. Im Jahre 1627 erwirbt Georg Jenatsch von einem Säckelmeister Konrad Margadant ein Haus, das ursprünglich der Sprecherschen Familie gehört hat. Von 1627 bis 1783 ist es im Besitz der Jenatsch. In diesem Jahr kommt es an die Familie der ursprünglichen Besitzer zurück. Ein Major Paulus Jenatsch verkauft es an den Commissari Sprecher. Dessen Eigentum bleibt das Haus bis zum Jahre 1801, dann geht es in den Besitz des Geschworenen Paul Stiffler über. Die Ausstellung des Kaufbriefes zwischen dem „Capitani Major“ Georgius Jenatsch und dem Konrad Margadant erfolgt erst im Sommer 1628. Der Kaufpreis (einschließlich der zum Hause gehörigen Güter und der zur Vollendung des Hauses nötigen Baumaterialien) wurde auf 4557 Gulden festgesetzt. Noch im Jahre 1636 wohnt Georg Jenatsch in diesem Hause, sein Nachbar ist der Obristwachtmeister Enderli Sprecher. Auf gemeinsame Kosten lassen die beiden eine Wasserleitung in ihrem Anwesen erstellen. Zu dem Besitz-

on anders-  
gegen uns  
weise nicht  
ost richten.  
Möge jeder  
aß er seine  
wenig wie  
ochen läßt.  
Verbreitung  
nem Vater-  
elzung mit  
sdeutschen  
ausbreitung  
rd unsern  
olonisation  
e dann der  
nen neuen  
neben den  
des Welt-

tum des Jenatsch gehörte noch eine Palüde (ein Torbruch-  
gebiet, Sumpfboden) am Hang des Dörfliberges, sowie  
ein Gut Hof, das noch im Jahre 1801 als zu diesem Besitz  
gehörig aufgeführt wird. 1801 beträgt der Preis für die  
gesamte Besetzung 4000 Gulden, die aber nicht im geringsten  
an den Wert der einstigen Kaufsumme heranreichten. Der  
Sohn des Jenatsch, eben jener Junker Paul, war viermal  
Haupt des Zehngerichtbundes, außerdem Gesandter am  
Hof von Savoyen, schließlich Podestà (Ortsvorstand) zu  
Trahona und Tirano. Jürg hatte außerdem einen zweiten  
Sohn Georg, Commissari zu Cläven; in Davos war er  
Landammann, militärisch war seine Stellung die eines  
Oberstleutnants. Paul Jenatsch hatte von seiner Ehefrau  
Elsbeth Valär vier Söhne, der älteste Paul war Landes-  
hauptmann des Veltlins, Georg Bundeslandammann, der  
dritte Andreas zweimal Bundeslandammann und Vikari  
(Amtsverweser) im Veltlin, Johann Anton, der jüngste  
Enkel des Obersten Jenatsch, war Bundeslandammann, Land-  
vogt zu Mayenfeld im Rheintal und Kommissari (Regierungs-  
bevollmächtigter). Dieses jüngsten Jürgschen Enkel Sohn  
heißt ebenfalls Johann Anton, war Landeshauptmann im  
Veltlin und läßt sich von der Republik Genua für deren  
Heeresmacht anwerben, wo er es bis zur Stellung eines  
Obersten bringt. 1797 erwirbt er in der Hauptstadt Graubü-  
ndens, Chur am Rhein, das Bürgerrecht. Er hat einen  
Sohn Johann Ulrich, der, Bundeslandammann, 1842 starb.  
Dieses Johann Ulrich Enkel war ein Oberst Jenatsch, er  
ist zu Anfang unseres Jahrhunderts gestorben, und mit ihm  
ist das berühmte Geschlecht der Jenatsch von Davos zu  
Ende gegangen.

Im Jahre 1612 wurde der junge Jürg Jenatsch (er ist  
1596 geboren), dem ein späterer Amtsbruder ein „scharfes,  
spitzfindigs ingenium“ nachrühmt, an der hohen Schule  
zu Zürich immatrikuliert. Drei höhere Schulen bestanden  
dieselbst, Haffter nimmt an, Jenatsch sei wohl hauptsächlich  
am collegium publicum gewesen. Jenatsch erhielt im  
Jahre 1613 eine Schulprämie von 16 Schilling. Wie damals  
allgemein Brauch war, nahm Georg hin und wieder an  
öffentlichen Disputationen teil. Inhaltlich sind sie un-  
wesentlich, einige der üblichen Lobesepigramme auf Refe-  
rent und Korreferent sind überliefert. Eines, das Jenatsch  
zugesandt war, lautet:

... Hunc Venus et Veneris caeca cupido trahit.  
Vos juvat Aonii conscendere culmina montis,  
Corpore dum in laeto laeta juventa viget.

Jenatsch scheint von Hause aus keine allzu große Geld-  
unterstützung genossen zu haben, denn er machte von  
der praktischen Einrichtung des „muesshafens“, einer aus  
der Vorreformationszeit stammenden wohltätigen Stiftung  
Gebrauch. Sein Freund und Lehrer Antistes Breitingen  
sagt einmal, er habe „wie domahlen noch brüchig, des  
muesses und brots us dem spital“ genossen. Wie einige  
seiner bündnerischen Komilitonen soll er sich aber bald  
dieser Vergünstigung unwürdig erwiesen haben. Eine ganz  
besonders gehässige Nachrede behauptet, er habe, „da er  
zu Zürich im muesshafens saß, mehr huren als schulbücher  
sein eigen genannt“. Zur Aufbesserung seiner Finanzen  
nahm Jenatsch eine Hauslehrerstelle an. Eines Tages  
hatten seine Zöglinge, Jungherren von Salis, eine Rauferei,  
davon auch Jenatsch erfuhr. Er äußerte, „daß er dem  
Salomon Büheler nit wölle nachlassen, sondern ihm der-  
maßen wölle den lohn geben, daß ein andern nicht mehr  
sölle glüsten, ihnen seinen discipulis etwas leydts zu tun“.

Er hielt sein Versprechen auch und verdroch den Büheler  
so erbärmlich, „daß man ihne in der nachburschaft hören  
schryen und man hiernach die maassen und bülen ougen-  
schynlich mögen sehen“. Der Erfolg dieses hitzigen Ein-  
tretens für seine jungen Herrn trug Jenatsch nahezu die  
Relegation ein, zumal er mehreren Vorladungen keines-  
wegs Folge geleistet oder gar zu kühne Reden geschwungen  
hatte. Doch aus Rücksicht auf die Herren von Salis  
begnügte sich die hohe Behörde zuguterletzt mit einer  
„ernstlichen vermanung“. Nicht lange danach siedelte  
Jenatsch auf die hohe Schule nach Basel über. Dort  
studierte er ebenso wie in Zürich Theologie. Freilich blieb  
er hier nicht lange, sondern bald meldete er sich in der  
Heimat zur Prüfung als Kandidat der Theologie, die er  
dann auch 1617 zu Tamins bestand. Trotz seiner großen  
Jugend fand sich sehr bald eine Stellung für ihn. Noch  
im gleichen Jahre, spätestens aber im Frühling des fol-  
genden, bestieg er als Pfarrer zu Scharans (in der Nähe  
von Thusis) die Kanzel. Hiermit beginnt seine öffentliche  
Wirksamkeit, die in kurzer Zeit so ganz andere Bahnen  
einschlagen sollte, als der junge Prädikant wohl je selbst  
gedacht oder nur geahnt hatte.

Die politische Konstellation, die beim Amtsantritt  
Georg Jenatschs vorhanden war, bestand im wesentlichen  
aus drei tätigen Elementen: der spanischen Partei (in  
Graubünden vor allem vertreten durch die Herren Pompejus  
und Rudolf von Planta), den französischen Agenten und  
den Venezianern, denen sich mehr oder minder der größte  
Teil der protestantischen Bündner Geistlichen zuwandte.  
Die Wirren jener Jahre wurden wesentlich ins Rollen  
gebracht durch die handelspolitischen Maßnahmen der  
Spanier, die verstimmt durch die Ablehnung eines Bündnis-  
angebotes, den Bündnern auf jede Weise Unannehmlich-  
keiten bereiteten. Der Zorn der Bündner richtete sich  
deshalb vor allem gegen die auch aus rein persönlichen  
Gründen verhaßten Planta. Für die allgemeine Volkswut  
brachten Predikantensynoden zu Chiavenna und Bergün  
viele Beweise. In Bergün ging die von dem zum Hetzer  
veranlagten Caspar Alexius geleitete Synode vor allem  
darauf aus, gegen den Hispanismus und die Bestechlich-  
keit der Spanierfreunde einzuschreiten. Der hitzige Eifer,  
mit dem man verfuhr, war deshalb nicht ganz berechtigt,  
weil erwiesenermaßen die Prädikanten mit den Venezianern  
schon gemeinsame Sache machten und dafür auch recht  
gern klingende Belohnungen einsteckten. Alle Beschlüsse  
der Synode wurden in einem Sendschreiben veröffentlicht,  
das auf den Kanzeln vorgelesen wurde. Eine gehässige  
Agitation war offiziell nicht damit beabsichtigt. Da aber  
Männer wie Jenatsch, Blasius Alexander und Bonaventura  
Toutsch mehr für die Tat als für zögernde Diplomatie  
waren, blieb Gewalttätigkeit gegen die Anhänger der Spanier  
nicht aus. Freilich Jenatsch gehörte in dieser Zeit noch  
zu den Gemäßigten, drang er doch auf die Bildung eines  
allgemeinen neutralen bündnerischen Gerichts zur Durch-  
führung der Bergüner Beschlüsse. Doch die Wut und  
Erregung der Mehrzahl war über ruhige Überlegung schon  
weit hinaus gewachsen. Kurz darauf kam es im Unter-  
engadin zum rasch sich ausbreitenden „Fähnliupf“, neben  
andern standen Jenatsch und Toutsch an der Spitze. In  
der Nähe des Dorfes Zernez wurde des verhaßten Rudolf  
Planta Besetzung Wildenberg geplündert, er selbst war  
wohlweislich mit seinem Anhang ins Osterreichische  
geflohen.

(Fortsetzung folgt.)

## Unsere Vornamen.

Erfreulicherweise besinnt sich unser Volk in diesen  
Tagen wieder auf manches, was in Sitte und Art, in Sprache  
und Geschichte sein eigen ist, aber vergessen worden war.  
Gewisse Dinge müssen erst bedroht werden, damit man  
ihren Wert zuerst fühlt und dann erkennt. Mit unsern  
Vornamen geht es auch so. Jeder bekam sie ohne sein  
Zutun, jeder trägt oder führt sie mehr oder minder gleich-  
gültig durchs Leben, bringt sie zu Ehren oder Unehren  
und legt sie schließlich wieder wie ein altes Kleid beiseite,  
wenn der große Gleichmacher Tod auch diesen Unterschied

verwischt. Unsere Vorfahren dachten darüber anders, tiefer,  
und unsere Nachfahren werden es hoffentlich wieder tun.  
Sie sprachen nicht von der „weißen Weste“ wie unser  
papiernes Zeitalter, sondern wollten durch ihr Tun und  
Lassen „den Schild der Sippe blank erhalten“ und auf ihre  
Nachkommen ihn mit einem „ehrliehen Namen“ vererben.  
Ihnen waren die Namen nicht Schall und  
Rauch, sondern Goldmünzen von scharfem  
Gepräge, Erinnerung und Verpflichtung, Ver-  
gangenheit und Zukunft, Wunsch und Hoffnung.

Die Vornamen sind viel älter als die Familiennamen. Schon in den ältesten Zeiten, wo uns Menschen begegnen, in der Bibel, in Märchen und Sage, hat jeder und jede einen Namen. Die germanischen Namen wissen nichts von dem Ein- und Selbstling, der in unsern Tagen hamstert und wuchert; lebe im Ganzen und fürs Ganze, das war die Gesinnung, die dem deutschen Kinde schon im Namen eingepägt wurde. Herman war der Mann im Heere, der geborene Führer, Karl der Kerl, der Starke und Kuno der Kühne. Die Silbe „her“ finden wir in Walther und Herwart mit den Zeitwörtern walten (vergl. Verwalter) und warten, in Diether und Gunther mit den Dingwörtern diät, d. h. Volk, und gunt, d. h. Krieg, vereinigt. Aus dem Guntstaf, Kriegsstab, der nordischen Länder wurde im Wandel der Zeiten Gustaf. Die Hohenzollernnamen Friedrich (der Friedensreiche) und Wilhelm (der andern Helm, also Schutz sein will) sind allein schon Unterpfand und Segen für jeden Sproß dieses Geschlechts und bringen ihn nicht nur seinen großen Vätern, sondern auch dem deutschen Volkshelden Siegfried innerlich nahe, der gleichfalls sich und die Seinen durch Sieg zum Frieden führen sollte und wollte. Die Stärke Leibes und der Seele wünschten unsre Vorfahren auch ihren Frauen und Töchtern. Das „schwache Geschlecht“ wurde viel später gewünscht und erfunden, von solchen, denen die Schwäche der Frau eigene Kraft vortauschen sollte; mancher schimpfte über die Mannweiber, nachdem er selber Weibmann geworden war. Kunigunde erklärt sich nach dem, was oben gesagt worden ist, von selbst; Gertrud war die Speerjungfrau, Hedwig die Starke, Hulda die Holde und Bertha die Glänzende.

Das Christentum mit der dienenden Liebe als Inhalt hat bei seinen Bekennern die scharfen Ecken und Kanten des Kriegsmannes beseitigt, manche Spitze im Wesen und Wort unseres Volkes umgebogen. Aus dem alten Testament wurden die Vornamen Jakob und Joseph, Adam und David genommen. Die Peter (der Fels) und Paul (der Kleine) bekamen den Juden- und Heidenapostel zum Vorbild gesetzt. Der Christian, niederdeutsch Kersten oder Karsten, stellt sich ganz in den Dienst des neuen Herrn. Theodor und Dorothea wurden als „Geschenke Gottes“ für sich und die Eltern zu Gaben und Aufgaben, die nach Herkunft und Ziel nicht von dieser Welt sind. Leider kam auf die Weise manches Fremdwort in die Familien, das den meisten dauernd fremd blieb und bei vielen das Verlangen nach einem Verständnis der Namen abschwächte oder erstickte. Elisabeth (die Fromme), Martha (die Betrübte), Helene

(die Leuchtende), Sophie (die Weise), Margarete (die Perle) und Ida (die Göttliche) und ihre Abkürzungs- und Koseformen Else und Lieschen, Lene und Lenchen, Grete und Gretchen, das sind solche Vornamen, die, wie abgegriffene Münzen von Geschlecht zu Geschlecht weitergereicht, selten von Herzen kommen und schwerer zu Herzen gehen als das Erbgut unserer Muttersprache. Besonders im Sächsischen versuchte man im 17. und 18. Jahrhundert christliche Vornamen zu verdeutschen oder neue mit ähnlichem Inhalt zu schaffen; damals sind die Namen Leberecht, Fürchtgott (griechisch Timotheus), Gotthold (hebräisch Johanns oder Hans), Gottlieb und Traugott entstanden. Eine weitere Verbreitung oder gar eine allgemeine Annahme war ihnen nicht beschieden.

Und wie steht es heute? Oberflächliche und über-spannte Naturen nennen das Kind nach dem Helden irgend eines Romans, den sie kürzlich gelesen haben, und stellen damit dem jungen „Helden“ oder der „Heldin“ einen Freibrief auf Leichtsinns und Schlimmeres aus. Am häufigsten wird das Kind nach den Eltern oder Großeltern oder nach irgend einer andern Person aus der Verwandtschaft oder Bekanntschaft genannt. Das läßt sich hören; aber auch da entscheidet mehr die Rücksicht auf die Alten als die Voraussicht auf den jungen Erdenbürger über seinen Namen. Was hier manchmal durch Zufall getroffen wird, sollte immer mit Bewußtsein und in bestimmter Absicht getan werden.

Für unsre Geistlichen, Lehrer und Standesbeamten müßte es vaterländische Ehrenpflicht sein, die Eltern aufzuklären und zu beraten. Leider kommen ihre Worte oft schon zu spät. Was sie nicht können, sollte jeder von uns in seinem Kreise versuchen. Es muß aufhören, daß wir unsre Kinder mit dem Brandmal der Gedankenlosigkeit ins Leben schicken. Unsre Vorfäter, gleichviel welcher Zeit sie angehören, haben ihrem Liebling mit dem Vornamen einen Segenswunsch in die Wiege gelegt; ihn zu erfüllen, wurde der Himmel gebeten und das Kind verpflichtet. Das sollten wir auch tun. Vom Deutschen Sprachverein und in der Reclam-Bücherei sind „Namenbüchlein“ für wenige Pfennige zu haben, die männliche und weibliche Vornamen in großer Zahl nennen und erklären. Hoffen wir, daß bei dem allgemeinen Besinnen im und nach dem Kriege sie in jede Familie kommen und dort fleißig benutzt werden: „Verpflanz' auf deine Jugend die deutsche Treu' und Tugend zugleich mit deutschem Wort!“

G. Kalb.



### XXVII. Hilfswerk Schweizerischer Hochschulen zu Gunsten kriegsgefangener Studenten.

(Schluß.)

Dem Hochschulkomitee Basel sind in Frankreich die folgenden Lager zugeteilt: Annot, Ajain, Auch, Aulnat-Chagnat, Biessard, Cazauz, Cellule, Chartres, Cahors, Carmaux, Carpiagne, Castelnau, Castelluccio (Corsika), Castillones, Castres, Cordes, Cervione, Certe, Collioure, Draguignan, Eauze (Agen), Estaque-Souterrain, Falguyrat, Ferrière d'Allevard, Fort de Tatihou, Frigolet, Gaujacq, St. Marguerite, Guérande, Ile de Groix, Kerbénéat, Kerlois-Hennebout, Le-Teil-

Viviers, Luçon, Marmande, Marseille, Miramas, Montauban, Millau, Montoire, Morsiglia, Mougères, Nîmes, Oletta, Précigné, Romans, Saint-Gilles, Saint-Remy, Saint-Affrique, Saint-Nic, Serres-Carpentras, Solomiac, Toulon, Toulouse, Uzès, Viviers.

In diesen Plätzen hat Basel etwa 1700 deutsche Schutzbefohlene, ungerechnet die 200 Österreicher in Frankreich und Italien, für deren geistige Nahrung es ebenfalls sorgt. In 1070 Paketen hat das Hochschulkomitee Basel bisher rund 8500 Bücher versandt. Der monatliche Versand beläuft sich auf durchschnittlich 440 Bücher, 70 Broschüren und etwa acht Jahrgänge fachwissenschaftlicher Zeitschriften.

(die Perle)  
und Kose-  
Grette und  
abgegriffene  
leicht, selten  
gehen als  
im Sächsi-  
christliche  
chem Inhalt  
Fürchtgott  
manns oder  
eine weitere  
e war ihnen

und über-  
elden irgend  
und stellen  
einen Frei-  
häufigsten  
n oder nach  
tschaft oder  
; aber auch  
als die Vor-  
namen. Was  
sollte immer  
tan werden.  
desbeamten  
Eltern auf-  
e Worte oft  
e jeder von  
ihören, daß  
kenlosigkeit  
gleichviel  
en ihrem  
Segens-  
erfüllen,  
das Kind  
n Deutschen  
d „Namen-  
e männliche  
ennen und  
en Besinnen  
ommen und  
eine Jugend  
deutschem  
G. Kalb.



Miramas,  
Mougères,  
Saint-Gilles,  
Berres-Car-  
ès, Viviers.  
0 deutsche  
österreicher  
n geistige  
0 Paketen  
sher rund  
e Versand  
0 Bücher,  
inge fach-

Die Schutzbefohlenen des Hochschulkomitees Zürich verteilen sich in Frankreich auf 40 Lagerorte und zwar auf: Agen, Cholet, Clergoux-Sédières, Clermont-Ferrand, Coëtquidan, Cusset, Châteauroux, Carcassonne, Fort de Sennecey, Fort de Varois, Ile d'Yeu, Issoudun, La Chartreuse, Lalluque, La Lande, La Meilleraie, La Pallice, Latour d'Auvergne, Le Puy, Mas-Eloi, Montluçon, Moulins, Nantes, Oléron (Château), Orléans, Poitiers, Riom, Rochefort-s.-Mer, Romorantin, Sables d'Olonne, St. Martin de Ré, Servières, Tours, Trompeloup, Villefranche.

Neben 851 deutschen Kriegsgefangenen versorgt das Zürcher Komitee noch 5 Österreicher, 16 Polen und 2 Türken, außerdem 46 deutsche und 15 österreichische Zivilinternierte mit Studienmaterial. Auch diejenigen Gefangenen, denen die Internierungsbestimmungen zu einem Austausch nach der Schweiz verholfen haben, unterstehen hier weiter dem Patronat, das sie in Gefangenschaft bedacht hat. So hat Zürich 54 Schützlinge auch in der Schweiz.

In dankenswerter Weise hat für einige dieser in der Schweiz internierten Studenten das Komitee die notwendige Bürgschaft geleistet, die es diesen nun ermöglicht, schwer zu beschaffende oder nur vorübergehend zum Studium benötigte Werke von der Zürcher Zentralbibliothek zu entleihen.

Innerhalb Jahresfrist etwa, d. i. vom Juli 1916 bis zum 1. Juni 1917 versandte das Hochschulkomitee an seine den Zentralmächten\*) angehörnden Pflinglinge 2280 Bücher und 1200 Broschüren.

Dem Hochschulkomitee Bern sind die nachfolgend aufgeführten Lager und Detachements zugeteilt: Aulnat-Gerzat, St. Angeau, Arles, Fort Barraux, Barcelonnette, Briançon, St. Brieuc, Brest-Kéroriou, Carnac Plage, La Chapelle Thémer, Châteauneuf, Chantonnay, Corbigny, Caën, Dinan, Etampes, Entrevaux, Embrun, Fécamp, St. Florence, La Forêt du Gavre, Foujères, La Ferrière d'Allevard, Guérande, Garaison, Le Havre, Honfleur, Jouguet, St. Ilan, Ile de Groix, Kerlois, Kerbénéat, Lanvéoc, Lorette, Montfort s. Meu, Le Mans, La Motte Giron, La Mure, Fort du Mûrier, Mons (Le Puy), Montargis, St. Nazaire, Nevers, Oraison, Pontmain, Ploudaniel, Quiberon, Quéven, Rouen mit sieben Arbeitslagern, Roche Maurice, Roanne, Rivier d'Allemont, Riec s. Bélon, Rochelle St. Eloi, St. Rambert, Sistiéron, Sennecey, Saintes, Toulon, Tréflévener, Villeguisien, Villemanzy.

An einigen Plätzen, die für die allgemeine Versorgung der Studenten von Basel abhängen und bereits oben genannt wurden, hat der Berner Ausschuß lediglich einzelne Schützlinge. Die Gesamtzahl der vom Berner Komitee unterstützten studierenden Gefangenen in Frankreich beträgt 749, von denen etwa 30 Österreicher sind. Von den in der Schweiz internierten Deutschen stehen 14 unter dem Patronat der Universität Bern.

Ungefähr 3000 Bücher, 1940 Hefte, ferner eine Anzahl Lebensmittelpakete und solche mit Wäsche

\*) Außerdem werden von Zürich aus ca. 1000 kriegsgefangene Angehörige der Ententemächte mit Büchern versorgt.

und andern Gebrauchsartikeln sind im Laufe der letzten zwei Jahre vom Berner Komitee an alle diese Schutzbefohlenen gesandt worden.

Das Hochschulkomitee der Freiburger Universität, dem in der Hauptsache seiner französischen Sprachzugehörigkeit entsprechend französische Gefangene in Deutschland zugewiesen sind, versorgt in Frankreich lediglich die Zivilgefangenenlager Corbara (Corsica) und Ile Longue, neuerdings auch das Lager von Garaison. Das Komitee hat bisher nicht weniger als 1906 Bücher an diese Lager und an elf Studenten anderer Lager versandt.

Die Studierenden in den Gefangenenlagern Italiens, die in der Hauptsache Österreicher beherbergen, werden gleichfalls von den Schweizer Hochschulkomitees versehen. Die deutschen Gefangenen werden seit einiger Zeit in dem Lager von Volterra vereinigt. Es befinden sich darunter sechs Studenten deutscher Universitäten, ein Gymnasiast und zwei Lehrer, die nunmehr von Bern mit Studienmaterial versorgt werden.

Einige wenige Studenten in englischer Gefangenschaft stehen ebenfalls unter dem Protektorat der Berner Hochschule, während im allgemeinen die Intellektuellen in englischen Lagern von den holländischen Universitäten betreut werden, die der Anregung der schweizerischen Alma mater gefolgt sind.

Die lange Dauer der Kriegsgefangenschaft hat zum Aufsehen gemahnt. Sie zeitigte Gefahren und Nöte, vor denen auch die gewissenhafteste Innehaltung der Genfer Konvention keinen Schutz geboten hätte. Daß nationale Vereinigungen sich gebildet haben, um der geistigen Not, in der die gefangenen Landsleute sich befinden, zu steuern, ist nur die Pflicht des Vaterlandes. Daß aber auch die Schweiz mit ihren Hochschulen, die doch vom Kriege nur mittelbar betroffen werden, die Initiative einer unmittelbaren Hilfe zunächst, dann aber vor allem den Dienst einer Vermittlerin zwischen Heimat und Feindesland übernommen hat, wird ihr und den Schweizer Hochschulen für alle Zeiten den Dank der befreundeten Nationen sichern.

Das Werk der Eidgenössischen Hochschulen ist nicht nur eine wahrhaft neutrale Tat, sondern bedeutet die Erfüllung einer Aufgabe von höchster kultureller Bedeutung.

Gr.  
Anm.: In Nr. 41 der D. I. Z. ist auf Seite 8, Spalte 2, letzter Absatz bezgl. der Weitergabe der Bücher von der Bücherzentrale an die Komitees in Basel, Bern und Fribourg auch das Komitee in Zürich zu nennen.

### XXVIII. Spenden für deutsche Kriegsgefangene.\*)

Der Monat Juni brachte uns von vielen Seiten wieder Stiftungen kleineren und größeren Umfangs für unsere Kriegsgefangenen. Wiederum sei an dieser Stelle allen Gebern unser Dank

\*) Zentralstelle für die Bücherversorgung unserer Gefangenen in Frankreich und Italien ist die deutsche Kriegsgefangenenfürsorge, Abt. Bücherzentrale, Bern (Prof. Wolterck). Unter dieser Anschrift und mit der Bezeichnung Kriegsgefangenenendung gehen Bücherpakete bis 5 kg portofrei.

ausgesprochen und damit gleichzeitig der Wunsch, daß auch fernerhin uns recht viel Lese- und Lehrstoff für die Gefangenen zur Verfügung gestellt werden möge. Je länger die Gefangenschaft währt, desto dringender ist eine reichliche Versorgung mit geistiger Nahrung notwendig, um damit die geistigen Kräfte unserer Jugend, die manch hartem Stoß durch die körperlichen Entbehrungen und die moralischen Leiden der Gefangenschaft ausgesetzt sind, zu stützen und rege zu halten.

Es sandten uns:

Frau Julia Wirth-Stockhausen, Berlin: zwei Pakete mit belletristischen und ästhetischen Werken.  
 Frau Wwe. v. Axt, Bern: Musikalische Werke.  
 Herr Paul Baron, Genf: Romane und Novellen.  
 Herr Hermann Hesse: Bücher und Zeitschriften.  
 Frau Elsa Mettler, St. Gallen: neun Bände Goethe und Schiller.  
 Kurt Wolff Verlag, Leipzig: 50 Exemplare „Der neue Roman, ein Almanach“.  
 Die Malerzeitung, Leipzig: 25 Exemplare der „Malerzeitung“.  
 Kgl. Hausbibliothek, Berlin: eine Kiste Noten.  
 Herr Wilhelm Platz, Weinheim: 300 Bücher.  
 Herr Dir. Kluth, Lichtenberg: zehn Bücher.  
 Frau Steinleis, Stuttgart: ein Paket mit Büchern.  
 Kranzbühler & Co., Zweibrücken: 20 Bücher religiösen und belletristischen Inhaltes.  
 Herr Heuß, Essen: einen Jahrgang des „Kunstwart“; Muthesius: „Landhaus und Garten“.  
 Fr. H. E. Hepp, München: Bücher und Zeitschriften.  
 Verlag Dr. W. Callwey, München: ein Paket „Die Jugend“.  
 Deutsche Maler-Zeitung „Die Mappe“, München: 17 Exemplare der „Mappe“.  
 H. Balsens Keksfabrik: ein Paket Kunstzeitschriften.  
 Rudolf Schwab, Stuttgart: eine Sendung illustr. Zeitschriften.  
 Oscar Tscherning, Stuttgart: ein Paket „Die Jugend“.  
 Frau Rothacker, Stuttgart: acht Bücher.  
 Fr. Schmidt, Stuttgart: 56 belehrende Bücher.  
 Dr. Schönfeld & Co., Düsseldorf: Eine größere Anzahl Aquarellfarbkästen.  
 Hamburger Importhaus Neu, Zürich: 3000 Zigaretten.  
 Habana-Haus M. Oettinger: eine kleine Sendung Stumpfen.  
 Kommerzienrat O. Rosenfeld, Stuttgart: 500 Schachbüchlein.  
 Verband der Vereine ehemaliger Realschüler, Leipzig: elf Pakete mit Büchern und Zeitschriften.  
 Volksbildungsverein Wiesbaden: 100 Bände „Heimkehr“ von H. Hesse.

Die Übersendung von Farbkästen und von Rauchwaren entsprach einem besonders dringenden Bedürfnis, da einerseits eine Reihe von Wünschen nach Malgeräten vorlag, andererseits die Versorgung der Gefangenen mit Tabak von Deutschland aus Schwierigkeiten macht. Ganz besonderen Dank also diesen Firmen.

#### Mackensen und die geistige Kriegsgefangenen-Fürsorge.

Der Verband der ehemaligen Realschüler Deutschlands hat einen Aufruf zur Spende von Büchern für deutsche Kriegsgefangene erlassen, worauf folgendes Anerkennungsschreiben von Generalfeldmarschall Mackensen einging:

Die Bitte um Bücherspenden zur geistigen Nahrung, Erholung und Erfrischung für die in der Kriegsgefangenschaft schmachtenden schwer geprüften deutschen Soldaten, sowie für unsere treuen Kämpfer an der Front entspricht einem von diesen wie von jenen je länger je tiefer empfundenen Bedürfnis. Ich wünsche daher der Bitte umfangreichste Erfüllung. Die geplante Kriegssammlung hat ihrer historischen Bedeutung wegen meinen ungeteilten Beifall.

Ich werde zu dieser Sammlung wie zu jener Spende nach Möglichkeit beizutragen suchen. Die Ihnen demnächst in meinem Auftrage von der Deutschen Bank in Berlin zugesandten Mk. 300.— bitte ich, zur Beschaffung von geeigneten Büchern zu verwenden.

Hochachtungsvollst

Mackensen.

#### XXIX. Das Lager Corbara (Corsica) und die geistige Beschäftigung der dort internierten Zivilgefangenen.

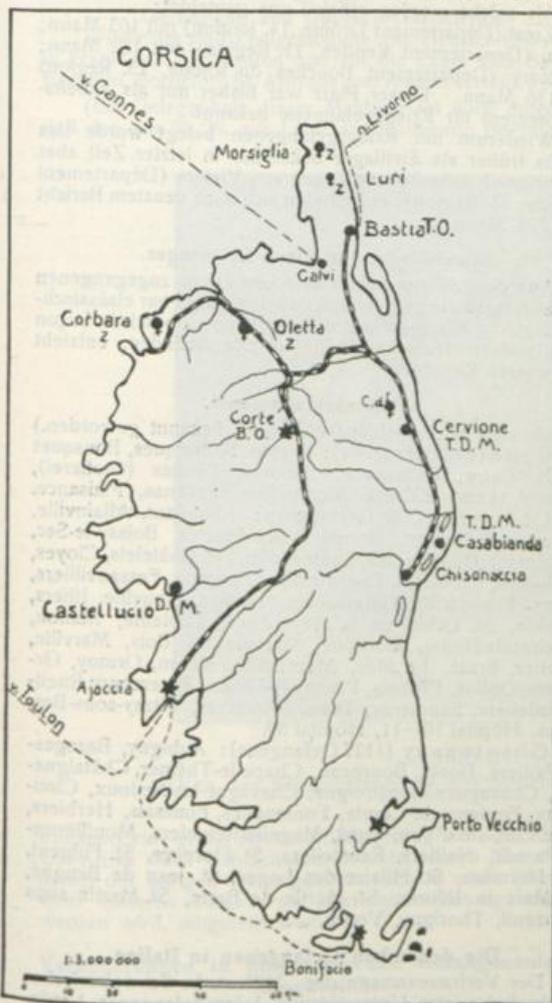
Von Pater Caspar Wörtmann, O. F. M., Feldkaplan.

Bei Ausbruch des Krieges gab es auf der Insel Corsica nur wenige Deutsche und Österreicher. Die meisten von ihnen waren nur zufällig als Touristen dort anwesend. Nachdem sie eine Zeitlang in den Gefängnissen von Ajaccio, Bastia und Corte zugebracht hatten, kamen sie in das seit der Klosteraufhebung 1906 von den rechtmäßigen Bewohnern verlassene Dominikanerkloster Corbara zusammen mit einigen Hundert Elsässern. Diese jedoch wurden auf Reklamation der französischen Zeitungen hin bald auf den Kontinent zurückgeschafft. Von November 1914 bis zum Februar 1915 landeten dann neue Transporte von verschiedenen Lagern Frankreichs auf der Insel. Sammeldepot für sie alle war das aus Daudet („Lettres de mon moulin“ und „La fin de Tarascon“) bekannte Prämonstratenser-Kloster St. Michel de Frigoulet unweit Tarascon. Diesen Internierten wurde Corbara, ferner das gleichfalls seit 1906 aufgelassene Franziskanerkloster in Oletta und das seit der französischen Revolution seinem Zwecke entfremdete Kloster des gleichen Ordens, Campo di Loro bei Cervione, als Aufenthaltsort zugewiesen. Das Letztere wurde im Juni 1915 von der Militärverwaltung für die aus hygienischen Gründen von der Staatsdomäne Casabianda zu entfernenden Soldaten beansprucht; die Zivilinternierten wurden daher auf Oletta, das Kloster Luri und das ehemalige Kapuzinerkloster Morsiglia, das gleichfalls 1906 aufgehoben worden war, verteilt.

Unter diesen verschiedenen Lagern ist Corbara das geräumigste — zeitweise war es mit über 700 Mann belegt; auch sonst verdient es fast in jeder Beziehung den Vorzug, was allerdings nach dortigen Begriffen und unter dortigen Verhältnissen noch nicht viel sagen will. Unter allen Gefangenenlagern auf Corsica zeigt auch das Lager von Corbara das regste geistige Leben.

Unter den Internierten befand sich von Anfang an der Coburger Oberpfarrer Dr. Kückenthal, der auf einer botanischen Studienreise nach Corsica dort in Gefangenschaft geraten war. Ihm war es möglich, anfangs alle acht, später alle vierzehn Tage protestantischen Gottesdienst mit deutscher Ansprache abzuhalten. Der Gesangverein „Freud' im Leid“ trug dabei religiöse Lieder vor. Die Versuche, welche der Curé doyer, der Dekan von Corbara, der den Internierten stets wohlwollend gegenübertrat, unternahm, den zahlreichen Katholiken einen Gottesdienst zu schaffen, scheiterten. Erst als Pater von Courten erwirkt

hatte, daß die in Morsiglia internierten katholischen Geistlichen den einzelnen Lagern als Seelsorger zugewiesen wurden, kam der Verfasser im März 1916 nach Corbara. Da die Kirche, ein an und für sich schöner Bau, wie fast überall so auch hier den Internierten als Wohnung diente, so mußte



Gefangenenlager auf Corsica (1. Juni 1917).  
 B.O. = Bulgarische Offiziere. T.O. = Türkische Offiziere.  
 T.D.M. = Türkische und deutsche Mannschaften.  
 D.M. = Deutsche Mannschaften.

der Gottesdienst in der als Restaurant benutzten Sakristei und später auf dem Soldatenkorridor abgehalten werden. Im Gegensatz zu Morsiglia war Predigt in deutscher Sprache erlaubt. Trotz aller Bemühungen konnte es nicht erreicht werden, daß die 200 Meter entfernt liegende Wallfahrtskapelle Santa Maria di Latio\*) zur Verfügung gestellt wurde, obwohl sie direkt unter den Augen des Direktors und der Schildwachen lag. Am Gottesdienst beteiligten sich auch einige französische Soldaten, die sehr erstaunt waren, daß

\*) Auf römische Besiedelung weisen auch die Namen Monte Sant Angelo und der des kleinen Flübchens Tieber hin.  
 Der Verfasser.

die lateinischen Gebete und Gesänge die gleichen waren, wie sie sie in ihren Kirchen gewohnt waren. Ganz wie in der Heimat wurde Weihnachten auch mit einer Mitternachtsmette gefeiert, was vielen die Erinnerung an die Tage seliger Kindheit heraufbeschwor; wie überhaupt der Einfluß einer einigermaßen geordneten, religiösen Betätigung auf die Hebung des moralischen Standpunktes unter den Gefangenen, die so vieles niederdrückt, nicht zu gering angeschlagen werden darf.

Die wissenschaftliche Arbeit gruppierte sich um die von Graf Vitztum begründete Bibliothek. Aus eigenen Mitteln hatte dieser eine Anzahl Bücher zur Verfügung gestellt. Durch weitere Geschenke wurde die Bücherei immer mehr vergrößert. Wenn auch vieles nur Unterhaltungslektüre oft leichteren Charakters war, so fehlten doch auch Bücher wissenschaftlichen Inhaltes nicht. Letztere erlangten das Übergewicht, als die Sendungen des schweizerischen Hochschulhilfswerkes einsetzten. Bei der Verteilung der Lager hatte die Universität Freiburg, weil im französischen Sprachgebiet gelegen, neben 15 französischen Lagern in Deutschland nur die beiden Lager Ile Longue und Corbara in Frankreich zugewiesen bekommen. Sie setzte ihre Ehre darin, die oft sehr weitgehenden Wünsche zu befriedigen. Mehr als 900 Bücher, darunter einzelne Spezialwerke von nicht unbeträchtlichem Wert, wurden von ihr nach Corbara gesandt. Neben den Studenten im eigentlichen Sinne profitierten fast alle sozialen Volksschichten, wie sie nur ein Zivilgefangenenlager in solcher Mannigfaltigkeit aufweisen kann, von diesem Liebeswerk. Nur wer selbst die Gefangenschaft mit durchgemacht hat, kann ermessen, was Professor Aeby und der unermüdete erste Universitätsbibliothekar Hendrick den Internierten dadurch Gutes erwiesen hat. Was in Freiburg nicht zu bekommen war, wurde direkt durch die Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene, Bern, besorgt. Als der Verfasser nach der Abreise des Grafen Vitztum im Mai 1916 die Bücherei übernahm, zählte sie über 700 Bände, deren Zahl sich bis zum Ende des Jahres verdoppelte. Dabei sind die Lehrbücher im eigentlichen Sinne noch nicht mitgerechnet. Die tägliche Ausleiheziffer überschritt, wenn die Lichtverhältnisse günstig waren, 100—120. Darum sah man auch die meisten Internierten ständig mit Büchern in der Hand. Wenn schönes Wetter es erlaubte, daß man sich im Freien auf den drei zur Verfügung stehenden Terrassen des ehemaligen Weinbergs aufhielt, so war dem Lesen und Studieren kein Einhalt geboten, wohl aber wenn Regenwetter die Leute in die Räume bannte. Namentlich die Unterrichtskurse, die eingerichtet wurden, als das nötige Lehrmaterial eintraf, hatten darunter zu leiden. Bei dem engen Platz war die Bereitstellung eines Zimmers für solche Zwecke wohl mit Schwierigkeiten verbunden, aber bei einigermaßen gutem Willen hätten sich diese heben lassen.

Da die meisten der Internierten nicht zum wenigsten sich deshalb einmal ins Ausland begeben hatten, um ihre Sprachkenntnisse zu erweitern, wurden in den Kursen hauptsächlich fremde Sprachen gelehrt. Neben Sprachlehrern, die ihre Tätigkeit fortsetzten oder sich erst diesem Berufe zuwendeten, fehlte es nicht an Männern, die uneigennützig ihre Kenntnisse in den Dienst der Mitgefangenen stellten. Aus praktischen Gründen wurden die Sprachen unserer gegenwärtigen politischen Gegner bevorzugt. Neben den englischen Kehllauten vernahm man den näselnden Ton der Franzosen, die wohlklingenden Laute der Italiener. Wegen der zukünftigen Handelsbeziehungen zu Spanien und den spanischen Staaten Südamerikas fand auch die Sprache der edlen Hídalgos viele Liebhaber. Selbst die Schwierigkeiten des russischen und des türkischen Idioms schreckten strebsame Geister nicht zurück. Stolze-Schrey und Gabelsberger hatten ihre Kurse. Terpsichores leichtbeschwingte Jünger brauchten dagegen kein Lehrbuch. Ihnen gegenüber stand die ernste Wissenschaft eines Euklid und eines Pythagoras. So sehr dieser Eifer zu begrüßen war, taten doch manche, weil es nichts kostete, des Guten zuviel, und die Resultate entsprachen nicht in allem der aufgewandten Mühe. Sicherlich aber hatte die Arbeit das eine Gute, den Gefangenen in edler Beschäftigung über manch' trübe Stunde hinwegzuhelfen.

Gern wäre von den akademisch gebildeten Internierten ein Zyklus von Vorträgen aus verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten gehalten worden. Das Vorhaben scheiterte an dem Mißtrauen der Aufsichtsbehörden einerseits und andererseits an dem Mangel eines geeigneten Vortragslokals. Anfänge zu solchen Vorträgen machte der Wüstenreisende Professor Spats, der seine Reiseerlebnisse und die Tierwelt Nordafrikas schilderte, sowie Dr. Schuler in seinen Vorträgen über Mohammed und den Mohammedanismus. Auch als Regisseur des „Corbara-Theaters“ mit den von Internierten gemalten Kulissen und selbstverfertigten Kostümen stand er in den eigens gedichteten Stücken großartig da. Den musikalischen Teil zu solchen Aufführungen besorgte der bereits genannte Gesangsverein „Freud' im Leid“, das „Corbara-Orchester“, der Streichklub und das Beethoven-Quartett. Bei letzterem und in Einzelkonzerten internierter Künstler wurden oft über das Durchschnittsmaß gehende Leistungen erzielt. Wie das aus Bastia gemietete Klavier das musikalische Leben beeinflusste, vermag ich wegen meiner bald darauf erfolgten Abreise aus dem Lager nicht zu beurteilen.

Gewiß bot alles Aufgezählte viel Anregung und schaffte manche unterhaltende, ja sogar heitere Stunde. Trotzdem und trotz der herrlichen Lage von Corbara aber würde es doch niemand geben, der sich aus der Schweiz dorthin zurücksehnt und der nicht wünschen möchte, daß auch die zurückgebliebenen Kameraden am eigenen Leibe

erfahren möchten, wie sehr die Schweiz den Ehrentitel einer barmherzigen Schwester Europas verdient.

## Notizen.

### Neue Zivilgefangenenlager in Frankreich.

Als solche werden offiziell uns gemeldet: Crest (Département Drôme, 14. Region) mit 163 Mann; Luçon (Département Vendée, 11. Region) mit 132 Mann; St. Rémy (Département Bouches du Rhone, 15. Region) mit 136 Mann. Dieser Platz war bisher nur als Arbeitsdetachment für Kriegsgefangene bekannt.

Wiederum mit Kriegsgefangenen belegt wurde das bereits früher als Zivillager bekannte, in letzter Zeit aber anscheinend aufgehobene Lager von Viviers (Département Ardèche, 15. Region); es befinden sich nach neuestem Bericht dort 394 Mann.

### Speziallager für Elsaß-Lothringer.

Aus dem Stempel einer uns von Luçon zugegangenen Bestätigungskarte geht hervor, daß dies Lager nur elsässisch-lothringische Kriegsgefangene beherbergt; ob sich in Luçon noch andere deutsche Zivilinternierte befinden, entzieht sich unsrer Kenntnis.

### Arbeitsdetachements.

(Durch den Weihnachtspaketversand bekannt geworden.)

Cette (893 Gefangene): Bagnas, Baillarques, Bousquet d'Orb, Caux, Cazouls les Beziers, Ceilhes (Gießerei), Cluzans, Luno (Saline), Montpellier, Pézénas, Plaisance.

Chartres (2732 Gefangene): Abondant, Allainville, Auneau, Belhomert, Berchères les Pierres, Boissy-le-Sec, Bullainville, Champrond, Châteaudun, Les Châtelets, Cloyes, Coulombs, Croisilles, Epeautrolles, Epernon, Fessanvilliers, Flacey, Francoville, Garancières, Gatelles, Houville, Illiers, Louville, St. Lubin de la Hay, Lucé, Luplanté, Manou, Marchezais-Brone, Marboué, Marville les Bois, Marville, Moutier, Brulé, Le Mée, Merouville, Néron, Ormoy, Orvilliers, Oulins, Prouais, Prunay-le-Gillon, Revercourt, Rueil-la-Gadelière, Saumeray, Theuivy-Archères, Vitzay-sous-Brezolles, Hôpital 10-11, Hôpital 50.

Chantonnay (1127 Gefangene): Aubigny, Bazoges-en-Pailles, Bouin, Bourneau, Chapelle-Thémer, Châtaigneraie, Chavagnes-Monsireigne, Chavagne-les-Redoux, Clouzeaux, Fontenay-le-Comte, Fontenelles, Foussais, Herbiers, Ile d'Elle, Ile d'Yeu, Yard, Magnils-Reigniers, Mouilleron-en-Pareds, Nalliers, Rabatelière, St. Florence, St. Fulgent, Ste. Hermine, St. Hilaire des Loges, St. Jean de Beugné, St. Mars la Réorte, St. Martin de Brem, St. Martin sous Mouzeuil, Thorigny, Verrie.

### Die deutschen Gefangenen in Italien.

Der Vertrauensmann des „Hilfswerks Schweizerischer Hochschulen zur Unterstützung kriegsgefangener Akademiker“, Stein, Leutnant der Feldfliegerabteilung 246, schreibt aus Volterra in Toscana (Italien):

„Das Kriegsgefangenenlager Volterra befindet sich noch in der Entstehung; es sollen hier die deutschen kriegsgefangenen Offiziere und Soldaten untergebracht werden. Z. Zt. befinden sich im Lager 158 Gefangene.“

### Zusammenkunft im Haag (Holland).

Am 26. Juni haben sich im Haag laut „Nouvelles“ vom 30. Juni 1917 die deutschen Vertreter der Abteilung für Gefangenenfragen des Kriegsministeriums, darunter auch General Friedrich, mit den mit den gleichen Vollmachten versehenen englischen Vertretern zu einer Besprechung zusammengefunden.

### Vereinigung naher Verwandter im gleichen Gefangenenlager.

Zwischen der deutschen und der französischen Regierung ist eine Vereinbarung getroffen worden, nach der die Gefangenen, die in nahem Verwandtschaftsgrad zu einander stehen, in dem gleichen Lager vereinigt werden können.

### Besuch italienischer Gefangenenlager durch Neutrale.

Die deutsche Regierung ist mit der italienischen übereingekommen, daß in Zukunft die Lager deutscher Gefangener in Italien und diejenigen italienischer Gefangener in Deutschland durch Vertreter des Landes, das mit der Wahrung der Interessen der betreffenden gegnerischen Macht betraut ist, besichtigt werden können.

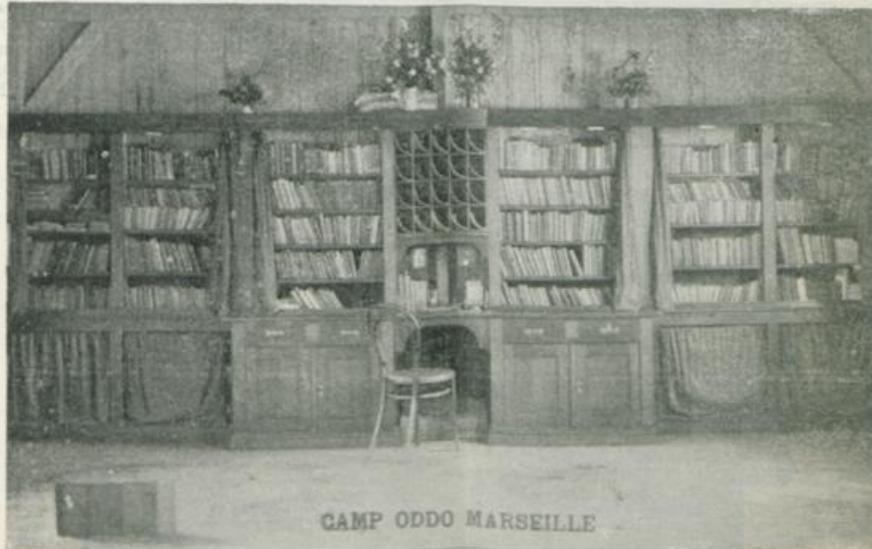
### Gefangene aus Deutsch-Ost-Afrika.

Wiederum sind Zivilgefangene aus Deutsch-Ost-Afrika in Frankreich eingetroffen und auf die Lager Vire, Saintes, Espalion, Rochefort, St. Affrique und Angers verteilt worden.

(Bei Gelegenheit dieser Meldung sei noch mitgeteilt, daß der am 28./29. aus Lyon angekommene Internierten-

Einige Depots haben nach der letzten Liste einen erheblichen Zuwachs an Gefangenen gegenüber dem Bestand vom 1. 5. erhalten. Die den folgenden Depotorten in Klammern beigefügten Zahlen geben 1. den ungefähren Zuwachs, 2. den dadurch erreichten Mannschaftsbestand vom 1. 6. 1917 an: Caën (700—3252), Montargis (700—5531), Dijon (1250—4283), Sennecey (600—4613), Tours (1300—3360), St. Nazaire (450—2480), Riom (700—2036), Roanne (600—3536), St. Rambert (600—3736), Romans (400—1354), Lyon (350—2153), Carpiagne (1000—2917), Castres (500—3209), Straflager Avignon (50—123).

Einige andere Lager weisen gegen die Vorliste eine schwache Verringerung der Belegstärke auf.



CAMP ODDO MARSEILLE

Bücherei der Deutschen in Marseille.

(Von den Kriegsgefangenen aus Mitteln des Vereins christlicher junger Männer hergestellt.)

transport eine große Anzahl Militärgefangener aus Deutsch-Ost-Afrika nach der Schweiz brachte, deren Namen mit denen der übrigen Neuangekommenen in einer Liste, die einer späteren Ausgabe der Internierten-Zeitung beigelegt werden wird, mitgeteilt werden.)

### Veränderungen in den deutschen Gefangenenlagern Frankreichs.

Aus der neuen amtlichen Gefangenenlager-Liste vom 1. 6. 1917 geht hervor, daß die nachstehend aufgeführten Orte, die am 1. 5. 1917 als Lazarettorte genannt waren, in ihren Hospitälern keine Deutschen mehr beherbergen: Region Paris: Versailles; 4. Region: Argentan; 5. Region: Sens; 9. Region: Niort, Cholet\*); 15. Region: Ajaccio (Corsica); 17. Region: Auch\*); 18. Region: Trampeloup\*), Tarbes, Lourdes\*), Bayonne; Etappe: Chaumont.

Dagegen werden als neue Lazarettorte gemeldet: Region Paris: Senlis (3 Deutsche), Clermont (1), Villemin (5), Dominique (3), Panthéon (32), St. Germain (2); 3. Region: Honfleur (2), Vernon (1); 5. Region: Vendôme (2), Melun (14); 8. Region: Paray le Montal (2), Is s. Tille (1); 9. Region: Bressuire (14); 11. Region: St. Nazaire (5); 12. Region: Sarlat (1); 16. Region: Cette (Hôpital Nr. 53 mit 194 D., Hôpital Sévigné mit 19 D.); 18. Region: Pauillac (40).

Das Mannschaftslager La Houssaye-Béranger bei Rouen, dessen Belegstärke in den amtlichen Listen konstant zurückging, tritt in der Liste vom 1. 6. 1917 nicht mehr auf und scheint vorübergehend aufgelöst zu sein.

\*) In Cholet und Auch bestehen die Offizierlager, in Trampeloup und Lourdes die Mannschaftslager nach wie vor.

### Die deutschen Offizierlager in Frankreich.

Diese sind Montoire (5. Region), La Motte Giron (8. Region), Cholet (9. Region), Châteauneuf (10. Region), Clergoux-Sédières (12. Region), La Courtine (12. Region), Le Puy (13. Region), Moulins (13. Region), St. Angeau (13. Region), Barcelonnette (14. Region), Fort Barraux (14. Region), Uzès (15. Region), Mougères (16. Region), Carcassonne (16. Region), Auch (17. Region), Toulouse (17. Region), Toulon (15. Region), letzteres als Übergangslager für die als Repressalie auf Lazaretttschiffe zeitweilig verbrachten Offiziere.

### Militärgefängnis Bourges.

Das Friedensbüro Bern hat hierüber folgenden Bescheid erhalten: „Das Militärgefängnis Bourges ist nicht ein Gefangenenlager; in dieser Anstalt sind nur diejenigen Gefangenen untergebracht, die ihre Vorladung vor das Kriegsgesicht erwarten.“

### Die Gefangenenlager auf Corsica.\*)

Nach neuester Mitteilung des Friedensbüros sind in Bastia türkische, in Corte bulgarische Offiziere interniert. In Cervione und Casabianda befinden sich sowohl deutsche als auch türkische Soldaten. Das Lager von Castelluccio soll seit dem 10. Juni aufgelöst worden sein; die dort interniert gewesenen deutschen Kriegsgefangenen sollen nach Cervione versetzt sein. Ein deutsches Offizierlager befindet sich auf Corsica nicht mehr.

Deutsche Zivilgefangene befinden sich in Corbara, Morsiglia, Oletta und Luri.

Gr.

\*) Siehe auch die Karte von Corsica auf Seite 9.

## AUS DEN INTERNIERTEN-ORTEN



### Unsere neuen Pflichten gegen das Vaterland.

Den neu angekommenen Kameraden, von O. R., Intern., Bern.

In einer stillen Stunde der Selbstbesinnung und Erinnerung lassen wir Internierten alle die Bilder persönlichen Erlebens aus dem Weltkriege in uns wieder aufsteigen. Wie lebendig werden uns die sich jagenden Ereignisse der ersten Kriegswochen, unsere Kämpfe, Verwundungen, Leiden der Gefangenschaft, aus denen uns ein gütiges

Geheimnis mit unvergeßlichen Bildern landschaftlicher Erhabenheit. Sollte dieser bewußte Wille zur Gesundheit uns nicht kräftigen, wenn wir unsern Körper wieder üben und ihm wachsende Anstrengungen auferlegen? Wir empfinden am besten, wie sehr er versagt unter den Folgen der Gefangenschaft, wenn wir ihn auf einfache Dauerbewegungen prüfen. Oder ist es unseren geistigen Fähigkeiten etwa besser ergangen? Hat nicht unsere Denk- und Willenskraft nachgelassen? Sind im Gedächtnis keine Lücken ent-



Interniertenfeldbau in Schwanden: Vor der Urbarmachung des Landes.

Geschick befreite! An Körper und Geist heilen jetzt die Wunden, die uns der Krieg geschlagen. Voll Sehnsucht gedenken wir unsrer Lieben in der Heimat. Bewunderung erfüllt uns über die Arbeit und die Opfer unsres Volkes, die es vertrauensvoll dem Wohle des Vaterlandes weihen. Wir sehen, wie sich auch die kleinste Kraft opferfreudig in seinen Dienst stellt. Und was tun wir? Sollen wir säumen und die Hände in den Schoß legen, während das Vaterland gewaltige Arbeit leistet und täglich große Summen für unsere Erholung bezahlt? Wohl können wir es nicht mehr mit der Waffe verteidigen. Aber unsere Pflicht als Mensch und Staatsbürger ist es, auch während und nach unsrer Erholung alle unsere Kräfte in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, damit wir mit dem ersehnten Frieden wieder tätige Glieder der Menschheit und Bürger unsres Staates sein können.

Wie ist das schon jetzt möglich, auf dem neutralen Boden der Schweiz? Erfülle zuerst den Zweck deines Aufenthaltes und werde wieder gesund! Durch gesunde Lebensführung ohne Alkoholmißbrauch, durch Erholung, leichten Sport und Wanderungen, zu denen uns dieses vielgepriesene Land wie kein anderes einladet, vermögen wir unsere Gesundheit wohl zu fördern. Außerdem üben die landschaftlichen Schönheiten der Schweiz, die wunderbare Ruhe seiner Bergnatur auf unsere zerrütteten Nerven einen wohlthuenden Einfluß aus. Sie verdrängen schreckliche Kriegserlebnisse und erfüllen unsere Erinne-

standen? — Der Wille zur Gesundheit und die Übung aller Kräfte werden unserem Körper und Geiste nur zur Förderung gereichen.

Auf dieser gesunden Grundlage wird uns unsre zweite Pflicht, die Einarbeitung in unsern früheren oder den neuen Beruf, um so erfolgreicher gelingen. Durch volle Ausübung der Berufstätigkeit vorbereitet, können wir nach dem Kriege dem Vaterlande unsre ganze Kraft wie vorher zu neuer Kulturarbeit widmen. Wenn uns die Verwundung zwingt, einen andern Beruf zu ergreifen, so ist uns hier Zeit gegeben, unsre bestimmte Wahl zu treffen. Für den neuen wie für den früheren Beruf werden wir uns bei fehlender Arbeitsgelegenheit wenigstens reiche Fachkenntnisse erwerben und die vorhandenen erweitern können. Jedem bietet die Schweiz in Industrie und Handel, in Wissenschaft und Kunst für sein Arbeitsgebiet neue Erfahrungen. Ihr zur Ehre, uns zum Nutzen wird er sie im Vaterlande verwerten, wenn wir uns zu neuer Friedensarbeit rüsten dürfen.

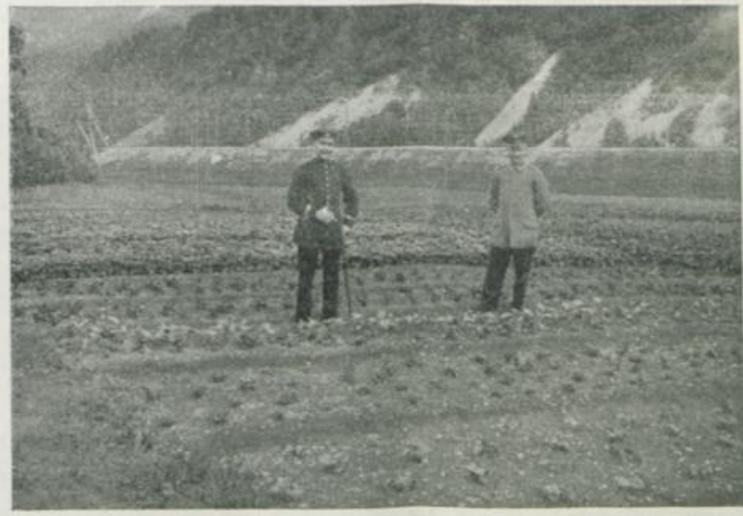
Auf Schweizerboden, dieser vom Weltbrand umtobten friedenreichen Insel, sind wir nach langer Gefangenschaft gelandet. Als Kämpfer für die Ehre und Freiheit unsres Vaterlandes, als Gäste des Schweizervolkes werden wir uns einer ehrenvollen Pflicht bewußt: unser untadeliges Verhalten im neutralen Lande wird der beste Dank für die uns erwiesenen Segnungen sein. Ihn in die Tat umzusetzen, ist unsere Ehrenpflicht. Wir wissen, daß viele



cher Erhaben-  
sundheit uns  
der üben und  
Wir empfinden  
folgen der Ge-  
rbewegungen  
igkeiten etwa  
d Willenskraft  
Lücken ent-

Augen auf uns gerichtet sind, die von unsrem persönlichen Verhalten auf die Disziplin des Heeres, auf die Gesamtheit unsres Volkes und seine nationalen Eigenarten schließen. So vermag jeder durch ein ehrenhaftes Auftreten die von haßerfüllten Feinden ausgestreuten Verleumdungen zu widerlegen und das Ansehen unsres Vaterlandes zu erhöhen. Takt und Klugheit gebieten im neutralen Lande vorsichtiger zu sprechen als am heimatlichen Herd. Laßt uns auch daran denken, wie sich unser Kaiser 1912 die Herzen der Schweizer im Sturm gewann, weil seine heitere Natürlichkeit der ihren entsprach! Um so mehr haben wir Anlaß, gewisse hervortretende Stammeseigenschaften

außerhalb ihrer Dienst- bzw. Arbeitsstunden Uniform tragen müssen.  
Im allgemeinen haben die Internierten um 1/2 10 Uhr in ihren Quartieren zu sein; jedoch ist an zwei Abenden der Woche die Ausgangszeit bis 12 Uhr ausgedehnt, um den Besuch von Konzerten und Theatern zu ermöglichen. An Sonntagen ist eine begrenzte weitere Umgebung Berns zu Ausflügen freigegeben. Sangesfreudige Kameraden finden im „Deutschen Chor“, in dem bereits eine Reihe Internierter seit längerer Zeit mitwirken, freundliche Aufnahme.  
Da bekanntlich alle Interniertenzüge Bern berühren, so ist die jedesmalige Ankunft eines solchen ein beson-



Inteniertenfeldbau in Schwanden: Jetziger Stand der Saat.

zu dämpfen und uns den uns umgebenden Menschen anzupassen. Diese Selbstbeherrschung im öffentlichen Verkehr gewinnt an Wichtigkeit, wenn wir der feindlichen Ausländer im neutralen Staate gedenken. Wie manches Wort wird aufgefangen und verdreht! Wie manche unbedachte Bemerkung ist dem Feinde von Nutzen! Wir erfüllen dem Vaterlande eine scheinbar unwichtige, doch große Pflicht, wenn wir in öffentlichen Lokalen in Umgebung Fremder alle Gespräche über Politik und Kriegserlebnisse streng meiden.

Würdigen wir die Werke der Schweiz, die das Rote Kreuz, die Kriegsgefangenenfürsorge und die Internierung Kriegsgefangener in den Dienst edler Menschlichkeit stellt, so erscheint uns unser Dank gering. Um so mehr wollen wir uns der Gastfreundschaft der Schweiz würdig zeigen, daß auch sie uns in angenehmer Erinnerung behalte, wenn einst die Friedensglocken klingen.

**Bern als Internierungsort.**

Es dürfte jetzt kaum noch einen Internierungsort geben, aus dem nicht ein oder mehrere Kameraden nach wiedererlangter Gesundheit schieden, um nach Bern zu gehen, sei es um bei der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft oder der ihr angegliederten Kriegsgefangenenfürsorge Verwendung zu finden, oder um an der hiesigen Hochschule das Studium fortzusetzen, oder sei es um in Privatbetrieben ihren früheren Beruf wieder aufzunehmen.

Als vor ca. einem Jahr die ersten deutschen Internierten nach Bern kommandiert wurden, da war ein Feldgrauer in den Straßen Berns eine seltene Erscheinung und infolgedessen Gegenstand allgemeiner Beachtung. Heute ist dies nicht mehr der Fall, denn rund 300 Mann, Offiziere und Mannschaften aller Waffengattungen haben inzwischen hier Beschäftigung gefunden und Bern bekommt dadurch zeitweise ein ungewöhnlich buntes Bild, da alle Internierten

deres Ereignis, an dem die hiesigen Kameraden meist in größerer Anzahl beteiligt sind. Ist doch dabei die Möglichkeit vorhanden, vielleicht diesen oder jenen in Leid und Freud bewährten Kameraden, dem man vor einem Jahr mit geringer Aussicht auf ein nochmaliges Wiedersehen die Hand zum Abschied reichte, begrüßen zu können.

Trotzdem wir hier ein durch die Berufserfüllung befriedigendes Dasein führen, sind wir natürlich ebenso wie unsere Kameraden im Internierungsort von dem Wunsch beseelt, recht bald in die langentbehrte Heimat zurückkehren zu können. Einige verließen uns bereits in dieser Absicht vor einiger Zeit, während eine größere Anzahl in Kürze die Heimreise antreten wird. Wir rufen diesen Glücklichen ein herzliches „Lebe wohl“ zu und hoffen und wünschen, daß auch wir Zurückbleibenden durch einen baldigen Friedensschluß in absehbarer Zeit das schöne gastliche Bern verlassen können, um nach jahrelanger Trennung wieder in unser schönes deutsches Vaterland zurückzukehren.  
R. G., Bern.

**Albrecht Gemsemer †**

Soldat L.-I.-R. 110.6., geboren 1. Januar 1882, Pforzheim, Baden, interniert in Lenzerheide seit 26. 12. 1916.  
Am Freitag den 22. Juni verschied im Stadtspital zu Chur nach nur dreitägiger schwerer Krankheit unser Kamerad Albrecht Gemsemer. Ein äußerlich stiller und ernster Mensch, dessen innere Heiterkeit und Herzengüte lichte Stimmung verbreitete, wohin er auch kam. Ein guter und treuer Kamerad im wahren Sinne des Wortes. Keiner, der ihn auch nur kurze Zeit kannte, konnte diesem lauterem Charakter Achtung und Zuneigung versagen. Wir, die wir bei einem Besuche seiner Gattin und seiner beiden Knaben Gelegenheit hatten, sein innig deutsches Familienleben kennen zu lernen, fühlen den tiefen Schmerz mit ihnen.

Zu der Trauerfeier waren 30 Kameraden und Freunde aus Lenzerheide in Chur erschienen. Die würdige Feier, zu welcher eine Abteilung schweizerischen Militärs mit Musik erschienen war, vereinigte fast sämtliche Internierte Churs. Herr Feldprediger Hauptmann Spahn aus Schaffhausen hielt die Trauerrede, in der er besonders darauf hinwies, daß der Verstorbene als Krieger den Heldentod für sein Vaterland erlitten habe, wenn auch von heimtückischer Krankheit dahingerafft. Herr Leutnant v. Petersdorff, Lenzerheide, sagte dem Geschiedenen Dank und Lebewohl im Namen des Vaterlandes.

In Lenzerheide hielt Herr Pfarrer Ernst am Sonntag den 24. Juni einen Trauergottesdienst ab.

Wir alle werden Albrecht Gemsemer in treuem Gedemsen behalten!

W. L.

lauts der letztwilligen Verfügung nebst Unterschrift.

Dazu kommt als weiteres Formerfordernis nach der ausdrücklichen Bestimmung des Gesetzes die Angabe von Ort und Zeit der Errichtung. Auch diese Angaben müssen ebenfalls vom Erblasser eigenhändig geschrieben sein, die Benutzung eines Vordrucks oder eines Stempels genügt nicht.

Nachdem in den verschiedenen Regionen Rechtsauskunftsstellen errichtet sind, wird diese Form der Errichtung eines Testaments, soweit die in Frage kommenden Internierten schreiben können



Begräbnis des Soldaten Albrecht Gemsemer, Chur.

### Die Errichtung letztwilliger Verfügungen seitens Internierter.

Von Leutnant H. Beneke, Rechtsanwalt.

Den in der Schweiz internierten Kriegsgefangenen stehen für die Errichtung von Testamenten zunächst die Formen des ordentlichen Testaments nach § 2231 des Bürgerlichen Gesetzbuches zur Verfügung, und zwar:

1. Das öffentliche Testament;
2. das eigenhändige Testament.

Gemäß §§ 16 u. 17 a des Konsulatsorganisationsgesetzes, § 7 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes in Verbindung mit Artikel 38 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch sind zur Errichtung von öffentlichen Testamenten befugt die deutschen Konsuln, die sogenannten Wahlkonsuln aber nur, wenn ihnen das Recht von dem Reichskanzler besonders beigelegt ist.

Das eigenhändige Testament wird errichtet durch eine von dem Erblasser unter Angabe des Ortes und Tages eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung. Das Haupterfordernis des eigenhändigen Testaments ist danach die eigenhändige Niederschrift des gesamten Wort-

und nicht durch Verwundungen daran gehindert sind, die geeignete sein, da die Auskunftsstellen im gegebenen Fall die Verfügung entwerfen können, so daß die Verfügung nur nach Maßgabe des oben Ausgeführten von dem Erblasser eigenhändig abgeschrieben zu werden braucht.

Wenn auch die Rechtsprechung der oberen Gerichte, namentlich des Reichsgerichts, unverkennbar das Bestreben zeigt, die eigenhändigen Testamente, sofern dies nur irgend möglich ist, nicht wegen formeller Mängel für nichtig zu erklären, so ist Vorsicht und die strenge Beobachtung der vom Gesetz vorgeschriebenen Formen bei der Errichtung der eigenhändigen Testamente absolut geboten, wenn der Erblasser nicht Gefahr laufen will, daß seine letztwilligen Anordnungen wegen eines geringen Formfehlers, der sich angesichts der klaren Bestimmung des Gesetzes vermeiden läßt, unter Umständen hinfällig werden.

Für diejenigen Internierten, welche infolge ihrer Verwundung oder aus sonstigen Gründen an der Errichtung eines eigenhändigen Testaments verhindert sind, bleiben als Testamentsformen:

1. Die Errichtung eines öffentlichen Testaments vor dem deutschen Konsul;

nebst Unter-  
ormerfordernis  
g des Gesetzes  
er Errichtung.  
falls vom Erb-  
die Benutzung  
genügt nicht.  
en Regionen  
d, wird diese  
ts, soweit die  
reiben können

2. die Errichtung eines Testaments mit öffentlicher Beurkundung gemäß Artikel 11 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch nach Artikel 498 ff. des schweizerischen Zivilgesetzbuchs.



Entwurf des Zeichenlehrers Woltz, Int., Zürich.

Das heißt mit anderen Worten, ein Internierter kann mit Rechtswirksamkeit auch für Deutschland ein Testament nach den Formen des schweizerischen Rechts errichten. Die für die Errichtung öffentlicher Testamente zuständigen Urkundspersonen sind in den einzelnen Kantonen verschieden, und zwar in:

- Zürich: die Notare;  
Bern: die Notare;  
Uri: die Notare;  
Schwyz: die Notare, Gemeindeschreiber;  
Freiburg: die Notare;  
Solethurn: die Notare;  
Basel-Stadt: die Notare;  
Tessin: die Notare;  
Waadt: die Notare;  
Wallis: die Notare;  
Neuenburg: die Notare;  
Genf: die Notare;  
Aargau: die Notare;  
Graubünden: Kreisnotar;  
Thurgau: Notariats-Gerichtsschreiber des Bezirks, in dem der Erblasser seinen Wohnsitz hat oder im Falle von Krankheit sich vorübergehend aufhält;  
Appenzell: Gemeindeschreiber, Bezirksammann, Gemeindeammann, Gemeinderatsschreiber;

- Appenzell I.-Rh.: Landesschreiber im inneren Landesteil, Bezirksschreiber im Oberegg;  
Schaffhausen: Schreiber der Waisenbehörde;  
Basel-Land: Bezirksschreiber;  
Obwalden: Landschreiber, öffentlicher Schreiber der Gemeinden;  
Nidwalden: Amtsnotar.-Gerichtsschreiber, Landschreiber, Gemeindepräsident, Gemeindeschreiber;  
Glarus: die vom Obergericht zur öffentlichen Beurkundung ermächtigten Anwälte und die Regierungskanzlei;  
Luzern: Staatsschreiber, Obergerichts- und Kriminalgerichtsschreiber, Amtsschreiber, Amtsgerichtsschreiber, Grundbuchverwalter, Anwälte, welche die luzernische Anwaltsprüfung bestanden haben.

Wenn einerseits für die Wirksamkeit eines nach schweizerischem Recht errichteten Testaments die Beobachtung der vom Schweizerischen Zivilgesetzbuch vorgeschriebenen Formen nach Artikel 11 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch genügt, so hängt die Wirksamkeit des Inhalts des Testaments von den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs ab, d. h. die Frage, ob eine bestimmte Anordnung des Erblassers über seinen Nachlaß ihrem Inhalte nach gültig ist oder nicht, hängt davon ab, ob sie den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs zuwiderläuft oder nicht. Die Verfügungsbefugnis des Erblassers über seinen Nachlaß ist nämlich in gewissen Beziehungen Beschränkungen unterworfen, und zwar hinsichtlich des Pflichtteils. Da das Schweizer sogenannte materielle Erbrecht erhebliche Verschiedenheiten vom materiellen Erbrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs aufweist, ist bei der Errichtung öffentlicher Testamente nach den Formen des Schweizer Rechts eine gewisse Vorsicht am Platze, da die von dem Urkundsbemanten aufgenommenen Bestimmungen sehr leicht in Widerspruch zu den materiellen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs stehen können, was insofern ihre Unwirksamkeit herbeiführen würde. Internierte, welche ein Testament nach Schweizer Recht errichten wollen, tun deshalb gut daran, zuvor die Auskunftsstellen um Rat anzugehen hinsichtlich des Inhalts des Testaments.

Für die aus irgend einem Grunde des Schreibens unfähigen internierten Kriegsgefangenen, welche deshalb an der Errichtung eines eigenhändigen Testaments verhindert sind, kommt nach einer Entscheidung des Königlich Preußischen Kriegsministeriums, Unterkunftsdepartement Nr. 2094. 4. 17. U. 1 vom 30. April 1917 als Testamentsform endlich noch die des § 44 Reichsmilitärgesetzes in Betracht.

Dieser Paragraph bestimmt unter Ziffer 2c, daß ein privilegiertes militärisches Testament in gültiger Form errichtet ist, wenn von einem Auditeur oder Offizier unter Zuziehung zweier

Zeugen oder noch eines Auditeurs oder Offiziers über die mündliche Erklärung des Erblassers eine schriftliche Verhandlung aufgenommen und diese dem Erblasser vorgelesen sowie von dem Auditeur oder Offizier und den Zeugen oder den Auditeuren oder Offizieren unterschrieben ist.

Das Kriegsministerium geht hierbei von dem Standpunkt aus, daß auch die in der Schweiz internierten Kriegsgefangenen als noch in der Gewalt des Feindes befindlich anzusehen sind. Nach § 44 des Reichsmilitärgesetzes haben Kriegsgefangene die Befugnis zur Errichtung der privilegierten Militärtestamente nur solange, als sie sich in der Gewalt des Feindes befinden.

Ob dieser Standpunkt des Kriegsministeriums gegebenenfalls richterlicher Nachprüfung Stand hält, muß an dieser Stelle unerörtert bleiben. Die Frage ist zum mindesten zweifelhaft. Die Rechtsprechung hat sich mit dieser Frage, soweit ich feststellen kann, noch nicht beschäftigt.

### Neuorganisation der Internierungsorte.

(Auszug aus dem Befehl des Armeearztes vom 25. 6. 1917.)

Mit dem 1. Juli gilt folgende neue Regionseinteilung:

1. Region Genf-Stadt und Kanton Genf.

2. Region Duillier.

Kantonsgrenze Genf—Waadt—Genfersee bis Mündung Venoge—Venoge bis l'Isle, exkl. Jurakamm—Landesgrenze.

3. Region Lausanne.

Kanton Waadt von Mündung Venoge—Genfersee bis Vevey, exkl. Bahnlinie Vevey—Chexbres bis Kantonsgrenze. Kantonsgrenze Waadt—Freiburg—Neuenburg bis Mündung la Thièle, exkl. Yverdon. Flußläufe la Thièle—le Talent—Venoge.

4. Region Montreux.

Vevey inkl. Genfersee bis Villeneuve inkl., Flußlauf la Timière—Kantonsgrenze Freiburg—Waadt, exkl. Château d'Oex und Umgebung.

5. Region Aigle-Leysin.

Wie bisher.

6. Region Wallis.

Unterwallis, Zentralwallis und Bex-Villars.

7. Region Freiburg.

Stadt und Kanton Freiburg inkl. A. S. A. Freiburg.

8. Region West-Jura.

Kanton Neuenburg, Kanton Waadt, exkl. Regionen Lausanne und Duillier, Kanton Solothurn, Bernerjura. Begrenzt durch den Zihlkanal—Bielersee. Grenze zwischen Territorialkommando II und III exkl. Ajoie.

9. Region Bern.

Stadt und Kanton Bern inkl. Witzwil, exkl. Berner Oberland A und Berner Oberland B und Berner Jura.

10. Region Berner Oberland A.

Begrenzt durch eine gerade Linie Nord—Süd durch Beatenberg, Kantonsgrenzen Bern—Wallis—Uri—Unterwalden, gerade Linie Ost—West durch Thun, inkl. Lungern, exkl. Mürren.

11. Region Berner Oberland B.

Begrenzt durch gerade Linie Nord—Süd durch Beatenberg, Ost—West durch Thun, inkl. Kantonsgrenzen Bern—Freiburg—Waadt—Wallis inkl. Oberwallis.

12. Englische Region.

Château d'Oex, Mürren und Signal de Bougy.

13. Region Zentralschweiz Zentralmächte.

Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, exkl. Engelberg und mit Internierten der Entente besetzte Ortschaften, Stadt Luzern mit Umgebung und A. S. A. Luzern.

14. Region Zentralschweiz Entente.

Engelberg und in der Zentralschweiz mit Internierten der Entente besetzte Ortschaften, exkl. Lungern, sowie Umgebung der Stadt Luzern, Stadt Luzern und A. S. A. Luzern.

15. Region Luzern.

Stadt Luzern und Umgebung inkl. A. S. A. Luzern.

16. Region Basel.

Basel-Stadt und Basel-Land und Kanton Aargau.

17. Region Zürich.

Kantone Zürich, Schaffhausen und Glarus.

18. Region St. Gallen.

Kantone St. Gallen, Appenzell, Thurgau inkl. Weesen, Ragaz und Kalchrain.

19. Region Chur.

Wie bisher.

20. Region Davos.

Wie bisher.

Jeder Internierte, der aus dem Gebiete einer Region in das Gebiet einer andern Region disloziert wird, wird damit auch administrativ in die neue Region versetzt, kommt bei seiner frühern Region dauernd in Abgang und in der neuen Region in Zuwachs.

Alle Versetzungen von einer Region in eine andere gehen durch mein Büro.

Ausgenommen von Versetzung von einer Region in eine andere sind Internierte der Arbeitsklasse III, welche gemäß Befehl 653 B vom 2. Juni 1917, 1/3, vorübergehend zu landwirtschaftlichen Arbeiten allfällig in eine andere Region disloziert werden. Diese bleiben administrativ ihrer frühern Region zugeteilt, können jedoch disziplinarisch für die Zeit ihrer Abkommandierung einem allfällig in der Nähe sich befindenden Internierungs-Platzkommandanten einer andern Region unterstellt werden.

Wird ein Internierter in eine Ortschaft disloziert, deren Zugehörigkeit zu einer Region gemäß der vorstehend gegebenen Regionsumgrenzung nicht ohne weiteres klar ist, so ist mir dies zu melden, und ich bestimme dann die Regionszugehörigkeit der betreffenden Ortschaft.

Wird ein Internierter an einen Ort hin disloziert, der überhaupt nicht im Gebiete einer Region liegt, z. B. Kanton Tessin, Ajoie etc., so bleibt er administrativ seiner alten Region zugeteilt und gilt als detachiert. Derartige Dislokationen dürfen nur mit meiner besondern Bewilligung vorgenommen werden.

Jede Region erhält einen Regionskommandanten, dem außer den internierten Militärs aller Grade und Zivilinternierten sämtliche in der Region im Dienste der Internierung befindlichen schweizerischen Militär- und Zivilpersonen unterstehen.

Der Sanitätsdienst in den Regionen wird durch militärisch aufgebotene Sanitätsoffiziere oder hilfsdienstpflichtige Ärzte oder ziviler angestellte Ärzte als sogenannte behandelnde Ärzte besorgt. Die Aufsicht über den Sanitätsdienst in der Region wird einem der militärisch aufgebotenen Sanitätsoffiziere übertragen, sofern der Regionskommandant nicht selbst Sanitätsoffizier ist, in welchem Falle er selbst diese Aufsicht ausübt. Der mit der fachtechnischen Aufsicht über den Sanitätsdienst in der Region betraute Sanitätsoffizier führt den Titel „Dirigierender Sanitätsoffizier“ und ist mir für die Durchführung des Sanitätsdienstes in der Region verantwortlich. Denselben sind sämtliche, sowohl militärisch aufgebotene Sanitätsoffiziere, wie behandelnde Ärzte und allfällig weiteres Sanitätspersonal fachtechnisch unterstellt.

Als Internierungs-Platzkommandanten werden militärisch aufgebotene Sanitätsoffiziere verwendet. Wo keine geeigneten Sanitätsoffiziere zur Verfügung stehen, sollen Offiziere anderer Truppengattungen zu diesem Dienste bestimmt werden.



### Drei Rosen.\*)

Drei Rosen in dem Flintenlauf,  
Drei Rosen um den Säbelknauf —  
Unbändig und verwogen —  
Von übermüt'ger Kampfeslust  
Geschwellt die sieggewisse Brust,  
So sind wir fortgezogen.

Die Rosen hat der Sturm zerwühlt,  
Den Übermut die Zeit gekühlt,  
Wir wurden ernst und stille . . .  
Aus jugendlicher Kampfeswut  
Ward eiserner Mannesmut  
Und heiligster Wille.

### Feldtagebuchblätter aus dem Kriegsjahre 1914/15.

W. St.

#### Vermelles.\*\*)

Lange Monde liegen wir schon im Feindeslande; eine reiche, bedeutende Kohlenbergwerkstadt ist unser Stützpunkt. Unausgesetzt ringt der Feind um ihren Besitz, trostlos sind die Vororte oder Zechen hinter unsern Stellungen oft bis aufs letzte Haus zerschossen. Die Einwohner von Vermelles finden keinen Stein mehr auf dem andern, wenn sie zurückkehren. Das haben die Franzosen den Engländern zu danken, die tagtäglich Hunderte von Granaten herüberschickten. Dort war unsere, der Grenadiere, erste Stellung, als das große Halt einsetzte, und es war die verlustreichste und schlimmste in dem Vierteljahre bis auf den heutigen Tag; denn es war eine vorgeschobene Stellung und von drei Seiten bekamen wir Feuer, aber wir hielten sie fest in unsern Händen. All die unzähligen schlichten Holzkreuzchen hinter unsern Erdwällen, und weiter hinten im Hullucher Friedhofe, dessen Kirchlein mit zerissenen Mauern steht, sie sagen's, daß es bei uns nur ein Brechen, kein Biegen und kein Weichen gab. Bei Vermelles kamen wir Kriegsfreiwilligen erstmals in die Front und erhielten die Feuertaufe.

Mit aller Wucht fiel denn auch gleich am ersten Tag, besser gesagt in der ersten Nacht, die ganze Schrecklichkeit des Krieges und seine Folgen auf unsere ahnungslosen, himmelstürmenden Seelen. Es ist kaum möglich, genau zu erzählen, wie alles geschah, so nacheinander, eins ums andere, denn jede Stunde enthielt neues übergewaltiges Erleben. Und doch will ichs versuchen, ein paar Bilder zu zeichnen, die den Leser dort in der friedlichen Heimat auf Augenblicke in das Getümmel des Krieges versetzen mögen.

Als die Nacht am dunkelsten, sollten wir Freiwillige zum erstenmal vor in die Feuerlinie kommen und dort aufs Regiment verteilt werden, um gerissene Lücken auszufüllen. Einen Tag lang hatten wir uns in Hulluch an die Kanonenmusik gewöhnt, voll Andacht und Staunen den Erlebnissen zurückgekommener Verwundeter gelauscht, und nun sollten wir selbst hinein in das erbarmungslose Feuer des Stellungskampfes. Sternlein blinkten am Himmel, als wir stumm und erwartungsvoll das Dorf verließen. Es war nicht so ganz finster, daß man nicht hätte die ver-

zerrten Umrisse zertrümmerter Häuser an der geraden Baumallee erkennen können. Da stand wie eine Spukgestalt mit starrem Flucharme zum Himmel eine Windmühle. Winselnd huschte um sie, hierin, dorthin ein heimatloser Hund. Zerbrochene Bäume starteten mit ihrem Stumpf zum Himmel. Die Straße wurde schlechter und schlechter, zerwühlt, aufgerissen von Granaten; der Fuß stieß an Gegenstände: Waffen, zerbrochene Stahlrosse der Ordonnanzen, Tierleichen rechts, links; auch Menschenleiber, im nächtlichen Duster doppelt unheimlich. Der Horizont ringsum im steten Wetterleuchten schwerer Geschütze. Dumpfes, fernes Grollen; dazwischen der harte Krach nah einschlagender Geschosse. Schwer war es, lautlos fortzukommen; da stürzte einer in ein Granatloch und schlug klappernd hin; dort stolperte man über ein ungesehenes Hindernis; dann rannte man wieder auf den Vordermann, der plötzlich hielt. Dabei die notwendige Eile, damit uns nicht das Tagesgrauen überrasche.

Wir mußten die Straße verlassen, sie war fast unbenutzbar; von unsern Kameraden war ein neuer Pfad getreten worden. „Das Ganze halt! Gruppenweise in Abständen von 50 Meter weitermarschieren; ganz still!“ Die gefährliche Zone kam, die unter dem feindlichen Gewehrfeuer lag. Huiii — sang es da über uns weg wie eine gesprungene Saite. — Pitsch — pitsch klatschte es in die Alleebäume. Die erste Kleinmusik für uns im Kriege. „Zui“: eine tiefe Verbeugung, — 's wäre doch zu spät gewesen mit dem Bücken vor der ersten Granate, — sie flog viel zu hoch. — Da mußte ich mit meiner Gruppe abrücken. Man mußte die Augen anstrengen, um die Gruppe vor sich nicht zu verlieren. Zisch, zisch pfliff's herüber. Da — halt — Häusermauern — eine unterdrückte Kommandostimme: „hier herein die Gruppen von da bis da; die übrigen folgen mir!“

Wir standen in einem Hof, d. h. es war einmal einer; wir standen auf Trümmern. Durch die Mauern schien der jetzt aufgegangene Mond, überall blickte er durch. Das Dach war fort, die Rückwand aufgerissen und aus dem Innern quoll wie aus einem zerissenen Leib der Hausrat der einstigen Menschenwohnung: Möbel, Kleider, Geschirre. Vorhangsetzen flatterten in den toten Fensteraugen. Es roch nach Brand, nach Pulver und Leichen. Da lag ein Stuhl mit drei Beinen; ich ließ mich todmüde darauf nieder; jeder suchte sich ein Plätzchen in den Trümmern und wir kauerten da und warteten, bis man uns holen würde. Ununterbrochen klapperten die Geschosse an die Mauern.

Dann wurden auch wir geholt; wir marschierten durchs Dorf. Armes Dorf! War denn hier ein Leben überhaupt noch möglich? Da schlugen qualmende, blakende Feuerzungen zwischen gestürzten Mauern, die zerissenen Drähte der elektrischen Zentraleitung schlugen um die Holzträger oder sangen und heulten im Winde. Da lagen tote Pferde; mächtige Granatlöcher unterbrachen oft die Straßen. Überall Trümmer, Trümmer. Und doch ein Leben, da, dort tauchten Menschen auf, in Gruppenkolonnen, in Zügen; kamen vorbei, ein leises Grüßen und Fragen, und die Nacht nahm sie auf. Sie hatten alle Schanzwerkzeuge bei sich, denn jede Nacht galt es, zertrümmerte Schanzwerke auszubessern und in Eile neue anzulegen. Wir kamen zunächst in eines der äußersten Häuser gegen den Feind hin. Gott sei Dank, daß uns der Mond ungehindert leuchten konnte, sonst hätte man Hals und Beine brechen müssen. Ein fast mannsgroßes Loch klaffte in der Hauswand; mittendurch ging's, d. hinter noch eines, noch eines.

\*) Aus der „Kriegszeitung der 4. Armee“,  
\*\*) Nordwestlich von Lens.

Nun die Treppe hinunter, — im Keller endlich wieder ein Dach über dem Kopfe. Auf dem Boden Stroh. Ein wenig eng; doch es ging. Der, der uns empfangen, weihte uns in alles Wissenswerte ein und nahm uns mit seinem feinen Humor (es war ein Weinheimer) die Schrecken des ersten Eindruckes von der Seele. Dann entschlief so einer nach dem andern. Verworrene Bilder von Not, Brand, Mord und Kampf mögen durch die Träume gezogen sein.

Gegend rollt und zuckt es noch am Himmel wie Wetterleuchten: unsere schweren Kerle. Hin und wieder pfeift mit dünnem Klang ein Geschöß vom Graben herüber; denn nie verstummt das feindliche Angstmachen ganz. — Leben kommt in unsern Graben. Aus dunklen Löchern wachsen die Bewohner hervor. Ein leises Klappern der Kochgeschirre: die Essenholer klettern über die rückwärtige Wand und verschwinden in der Nacht. Mit gedämpftem



Feldgraue als Gäste bei einem Arabermukhtar (Dorfschulzen).

Als ich erwachte, zog ein goldener Faden quer durch unser Gewölbe — die Sonne. Unser „alter“ Kamerad bestätigte, daß es Nachmittag sei. Ich wollte heraus aus dem dunkeln, engen Raume, hinauf an die warme, leuchtende Sonne. Da hielten mich Kameradenhände. Ich konnte es nicht verstehen; er führte mich hinauf und zeigte mir durch eine Mauerbresche unsere Umwelt. O Grauen — ich konnte keinen einzigen Dachgiebel finden, kahle Wände, rauchgeschwärzt, durchlöchert. Die Gärten bedeckt mit Trümmern, hin und wieder blühende Spätblumen, Hunde-, Kuh- und Katzenleiber bedeckten das bißchen sichtbare Land. Und über all das blaute ein herrlicher Himmel. Ich konnte es nicht begreifen. Da dröhnte und bebte die Erde, die Kanonade begann. Granaten, Schrapnells, Geschosse aller Art und jeden Kalibers hagelten auf das unglückselige Vermelles. Englische Grüße — arme Franzosen! Wir mußten in den Keller. Er blieb unser Heim, bis wir in der nächsten Nacht hinauskamen vors Dorf zu unsern Kameraden in den Schützengraben. Jetzt erst erfuhr wir, daß wir der 6. Kompanie angehörten.

#### Nachtmusik.

Die geringste Bewegung im Graben unsererseits wird bei Tage von drüben mit einem Hagel von Geschossen, ja sogar meist mit Granaten oder Schrapnells beantwortet. Unser Leben muß darum vorwiegend ein Nachtleben sein. Da wird das Essen geholt aus der  $\frac{3}{4}$  Stunden entfernten Feldküche, werden sonstige menschliche Bedürfnisse erledigt, die Ablösung ausgewechselt, Verschanzungen aufgeworfen, Streifzüge ausgeführt. Musik haben wir jede Nacht, nur etwa halbstündlich, aber dafür um so toller, denn die Franzosen sind hier besonders nervös. — Komm, lieber Leser, stell dich ein wenig neben mich hinter die erdne Brustwehr und spähe und lausche mit mir. Fast still ist's auf der ganzen Linie; nur fernher aus Nordflanderns

Schürfen und Klingen hebt die Arbeit der Zurückgebliebenen an, das Schanzen. Jede Nacht werden unsere Befestigungen weiter ausgebaut, stärker gemacht; wo Granaten eingeschlagen, wird wieder ausgebessert und hergestellt. Horchposten fünfzig Meter vor dem Walle und einzelne Posten innerhalb der Linie sichern die Arbeitenden vor Gefahr. Da huscht eine bange Frage von Gruppe zu Gruppe: „Sind Verwundete da?“ Keiner weiß ja, was tagsüber außerhalb seiner Höhle geschehen; man weiß nur, daß die eigene Wohnung noch verschont worden ist. Und nun wird da, dort ein zerbrochener Körper herausgeschafft. Die rotbekreuzte Binde taucht da und dort auf und nimmt mit, was der Krieg an Opfern gefordert. Hinter unsern Wällen stehen ja so viele Kreuzchen aus rohem Holz gefügt, mit den letzten Herbstblumen geziert, und erzählen so kurz und groß. Den, jenen hat man gekannt, Minuten vorher noch erzählende, heimatliche Worte mit ihm geredet; nun ist auch sein gemütlich spaßhaftes Geplauder verstummt. Grausam und hart ist es auch, wenn er stöhnend neben mir liegt und ich ihm nicht helfen kann; denn fortgeschafft kann er am lichten Tage nicht werden. Mancher schon mußte seinem trauten Kriegsgenossen so die Totenwache halten, Körper an Körper, Leben an Tod geschmiegt im engen Erdloche.

Weiter und weiter geht die Arbeit; Wall auf Wall türmt sich wie aus dem Boden gezaubert. Und immer wieder saust mit warnendem Aufheulen ein Franzosengeschöß herüber und mahnt: wahre dein Leben, bis dein Kaiser dein Hurra zum alles bezwingenden Sturme fordert. Halt, was gibts? Alles hält lauschend inne. Was für ein Rufen durch die Nacht? Das ist kein Deutscher, nein, der Tonfall stammt von drüben. Was will er? ein Franzmann? Alles lauscht: „Schießet nicht um Gottes

wie Wetter-  
wieder pfeift  
en herüber;  
achen ganz  
klen Löchern  
klappern der  
rückwärtige  
gedämpfem

willen! Bedenkt, daß auch ihr Väter seid und Frauen und Kinder habt. Kommt zu uns, haltet die Arme hoch, ihr braucht keine Angst zu haben. Aber bedenket: Köln ist gefallen und die Russen sind in Berlin. Ergibt euch, ihr seid umzingelt.“ Ein rauh Gelächter ist die Antwort, nein, noch mehr, eine Leuchtkugel unsers Feuerwerkers durch-

unser Maschinengewehr; sichtlich beruhigt sich der Feind, da er merkt, daß wir immer noch da sind. Eine kurze Gefechtspause unsererseits mit scharfer Beobachtung, dann noch einen scharfen Gutenachtgruß hinüber und wir machen Schluß mit dem sinnlosen Singsang. Der Franzose braucht noch eine Weile, bis er sein Herz aus Wut und Todes-



Fliegeraufnahme des Kampfgebietes bei Estrées.

flammt taghell die Nacht und eine krachende Salve fliegt hinüber. Und nun geht's los: von drüben her ein rasend Schnellfeuer. Das Kommando: „In Stellung gehen und scharf beobachten“ findet uns schon im Anschlag, denn wie des Offiziers erster Griff der Degen, so ist der unsrige nach dem Gewehr. Klatsch, klatsch, pick, pick und hui prasseln die Geschosse in die Brustwehr oder hoch in surrendem Tone weit darüber. Die Erde spritzt auf, was tut's? Beobachten heißt die Parole und mitten in Todesgefahr wird man am kältesten und berechnet aufs genaueste. Wir stehen im Anschlag und feuern keinen Schuß mehr. Wozu auch! Der Feind befindet sich, solange er so knallt, in sicherer Deckung. Doch gerade unser Schweigen bringt ihn zu wahnsinniger Erregung, weil er unsererseits einen Angriff erwartet. Und immer toller knallen sie darauf los. Verstummt ein wenig nur der Lärm, so durchhellen Leuchtkugeln das Gelände und Hunderte deutscher, wachsender Augen bohren sich durch das Licht und den Kugelregen. Da flammt es drüben auf und hinter uns im Dorfe zerplatzt mit furchtbarem Krach die erste schwere Granate. Nun greift auch die Artillerie ein. Der Luftdruck der über unsere Köpfe wegsausenden Granaten drückt uns augenblicklang zu Boden. Näher und näher zerkrachen sie und schon fliegen Erde und Splitter auf uns. Augenblicke furchtbarer Spannung, der Herzschlag stockt, die nächste mußte uns zerreißen.

Da brummt es hinter uns auf, tief und zürnend: Unsere Artillerie! Gott sei Dank! sie lenkt den Feind ab. „Langsames Schützenfeuer!“ und nun dürfen auch wir, so oft sich ein Ziel bietet, ein Mann oder Kopf sichtbar wird, dem verhassten Ruhestörer unsere beißenden Grüße herübersenden. Jetzt unterstützt uns noch mit hartem „Rattattat“

nöten wieder gefunden, dann fällt auch er wieder in das ruhige Atmen der Gelegenheitspflaster zurück.

Das Gewehr wird nun wieder mit dem Spaten vertauscht und die nächtliche Arbeit schreitet fort. Wieder erscheint das Rote Kreuz in unsern Reihen und wieder findet es Arbeit. Zwei Tote und ein Schwerverwundeter. Zufallstreffer. Wo tausend Geschosse fliegen, trifft eben auch mal ein blindes. Wie die Essenträger kommen, haben sie auch drei Mann weniger, weil eine Granate in die Feldküche eingeschlagen. Tod überall. Aber die Arbeit für Sieg und Ehr' geht weiter durch die Sternennacht mit ungebrochenem Schürfen und stählernem Ringen. Jede Nacht fand ein solcher „Feuerüberfall“ statt, so lange wir vor Vermelles lagen. Nur in der Zeit wechselte er; einmal des Abends, ein andermal in der Frühe. Meist zur Zeit, da die Essenträger fort waren.

(Fortsetzung folgt.)

### Zur Kriegslage.

(Bis ausschließlich 30. Juni.)

Die hier vergangene Woche hinsichtlich der Kriegslage wie der allgemeinen Kriegsstimmung geäußerten Ansichten sind durch die Ereignisse dieser Berichtswoche vollauf bestätigt worden: Angriffe der Engländer gegen die Mitte der Linie La Bassée-Bullecourt, Stellungsverbesserungen der Deutschen am Damenweg und bei Verdun, der Osterreicher auf dem Monte Ostigara, politische Tagesbefehle und Reden von Pétain und Lloyd George, sowie die Ankunft der ersten amerikanischen Ausbildungsverbände in Frankreich illustrierten die Situation nach beiden Richtungen hin.

Ist hier also eine Veränderung nicht wahrnehmbar, so bietet der an sich keineswegs überraschende Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem heutigen Griechenland und den Mittelmächten doch die Veranlassung, auch an dieser Stelle einmal die militärische Lage im Südosten näher zu beleuchten.



Fliegerleutnant Schäfer aus Krefeld, nach Abschluß von 30 Gegnern gefallen.

Wer die diesbezüglichen Kommentare der neutralen Presse während der letzten Zeit verfolgt hat, der wird zwei ganz konträre Auffassungen haben feststellen können: Die einen glauben, die Entente werde nunmehr das ganze Salonikiunternehmen liquidieren und durch Epirus sowie die Straße von Otranto abbauen; die andern meinen, sie werde gerade ihr Hauptgewicht auf diesen Kriegsschauplatz verlegen, von der neugewonnenen griechischen Basis aus sogar Operationen gegen Kleinasien und Konstantinopel einleiten.

Ohne das Für und Wider dieser Gedankengänge zu erörtern, sei hier eine dritte Lösungsmöglichkeit der Ueberlegung empfohlen. Sie hat den Vorzug, sich auf der goldenen Mittelstraße zwischen den genannten Extremen zu bewegen: Angenommen, es ständen von der Struma bis Valona 28—30 Divisionen Ententetruppen, von denen 22—24 aus Franzosen und Engländern, vier aus Italienern, zwei aus Serben, Russen und griechischen Freiwilligen beständen, daß ferner im Westen infolge der hohen Früh-

jahrsverluste im französischen Frontabschnitt Reserven dringend gebraucht würden, daß weiter die Italiener sich einerseits von der Unmöglichkeit wirklicher Erfolge an ihrer Nordfront überzeugt, andererseits in Albanien von England und Frankreich weitgehende Zugeständnisse für die Zukunft erhalten hätten, daß endlich mit einer aktiven Teilnahme der venizelistisch gesinnten griechischen Truppen gerechnet werden könnte, so dürfte die Vermutung, daß Frankreich und England zehn bis zwölf Divisionen (d. h. 150—200000 Mann) von der Südostfront nach Frankreich ziehen und diese Verbände durch italienische und venizelistische Truppen ersetzen würden, immerhin nicht ganz unbegründet erscheinen. Jedenfalls entspräche dies Verfahren dem altbewährten Grundsatz, alle verfügbaren Kräfte zur Hauptentscheidung heranzuziehen, die nach wie vor im Westen gesucht werden muß.

Eine Beurteilung der Kriegslage an der Salonikifront bleibt aber unvollständig, solange nicht der rumänische Kriegsschauplatz mit in den Kreis der Betrachtungen gezogen wird; denn nur ein konzentrisches Vorgehen der Entente auf beiden Kriegstheatern könnte lohnende Erfolge zeitigen.

Nun soll zwar keineswegs bestritten werden, daß eine rumänisch-russische Offensive im Bereiche der Möglichkeit liegt, füglich aber darf man bezweifeln, daß sie Resultate erzielen könnte, aus denen ein wirkliches Zusammenarbeiten mit der Salonikigruppe sich ergeben könnte. Vielmehr dürfte diese Hoffnung schon seit mehr als einem halben Jahr ins Grab gesunken sein. Infolgedessen scheint der Gedanke, die Salonikifront auch weiterhin nur defensiv-demonstrativ zu halten, der allgemeinen Ententekriegslage mehr zu entsprechen, als der einer großzügigen Offensive an dieser Stelle. Diese Erwägung schließt eine italienische Teiloffensive in Albanien nicht nur nicht aus, sondern läßt sie — sowohl zwecks Demonstrierens als auch zwecks Vorbringens des linken Flügels in Höhe des Zentrums, vor allem aber zur Sicherung des äußerst wichtigen Valona — sogar als sehr wahrscheinlich voraussehen.

Natürgemäß müssen alle diese Möglichkeiten in erster Linie die Bulgaren interessieren, sodann aber auch die Österreicher, zumal Albanien wegen Radoslawow's Besuche in Berlin und Wien, die zeitlich mit der Absetzung König Konstantins zusammenfielen, werden daher voraussichtlich der Klärung dieses Problems gegolten haben. Politik und Kriegführung sind hier aber, wie man sieht, so eng verwoben, daß im Rahmen des dem Außenstehenden Erkennbaren weitere Schlüsse sich von selbst verbieten.

Während sich so auf dem Festlande Umgruppierungen vollziehen dürften, die man nur vermuten kann, läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß die U-Bootserfolge des Juni denen des April keinesfalls nachstehen werden. Die damit verbundene Verringerung der Welttonnage ist von besonderem Interesse, wenn man sich überlegt, wieviel Schiffsraum ständig zur Verfügung sein müßte, um 1918 eine amerikanische Armee von 500000 Mann in Frankreich, laufend mit Munition und Lebensmitteln zu versehen. Bei vorsichtiger Schätzung von nur sechs Tonnen auf den Kopf würden allein für diesen Zweck drei Millionen Tonnen dauernd benötigt werden, also der übrigen Schifffahrt entzogen sein! Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, gewinnt eine große Aktion der englisch-französisch-amerikanischen Flotte nebst Landungskorps gegen unsere See flanken mit ihren U-Bootsstützpunkten an Wahrscheinlichkeit.

Und immer wieder drängt sich die Überzeugung auf, daß die Entscheidung dieses Krieges in Flandern und Nordfrankreich fallen muß und wird.

Rigi-First, den 1. 7. 1917.

Graf Bassewitz.



### Aus dem Zyklus „Berglieder“.

Von Paul Baumann.\*)

Du dort drunten  
In den dumpfen, schmalbrüstigen Städten,  
Kennst du das Leben?  
Das Leben, das irgendwoher,  
Aus der Tiefe geboren,  
Emporsteigt zu den leuchtenden Höhen,  
Wo die Sonne wohnt  
Im jubelnden Lichte,  
Und die ungeheure, schaurige Nacht  
In Klüften und Höhlen?  
Kennst du das Leben,  
Das sich hinabwirft  
Mit Schmetterten und Jauchzen  
Vom stolzen Gipfel  
In die auflauchenden Täler und Gründe  
Und mit Inbrunst umfaßt  
Seine Wälder und Hügel,  
Daß träge Säfte steigen  
Und harrende Keime schwellen,  
Zu gebären lichte, schönheitstrunkene Kinder?

Kennst du das Leben,  
Das über kahle Höhen hinstreicht  
In leisem Spiel  
Mit dem dünnen, dornigen Gesträuch,  
Und eintönige Weisen summt  
Von Werden und Vergehen,  
Ein dunkelsinnig Rätsel in die Seele hauchend?

Gleich den Wassern,  
Die dort droben ewig rauschen,  
Gleich den Winden,  
Die bald eisig wehen,  
Bald lind und lau,  
Bebt und schwebt die Seele  
In fließenden Schauern  
Und findet nimmer Ruh.

Im kalten Dunkel  
Schaufelt ein Modergrab  
Der Zweifel  
Und senkt hinein  
Die letzten welken Blüten,  
Im Trauergeleit  
Der wachsenden Nachtgestalten  
Aus Schatten und Winkeln.

Aber im Morgenrot,  
Mit jagenden Pulsen  
Drängt sich die Hoffnung hervor,  
Glut im Herzen,  
Und breitet selig die Schwingen aus  
Über den Lebensfluten des neuen Tags.

Keiner weiß, wo die goldenen Fluten quellen,  
Die dem Auge strahlen  
Als Farbe und Licht,  
Die dem Ohre tönen  
Als Aolsharfe oder Sturmgang,  
Und die das Herz durchwogen  
Als Liebe!

\*) Zum Druck in der „Deutschen Internierten-Zeitung“ zur Verfügung gestellt vom Verfasser Paul Baumann, Zürich, Hegibachstr. 16.

Keiner findet ihren Anfang,  
Keiner erforscht ihr Ende.  
Aus dem Busen  
Des ewig waltenden Schöpfers  
Strömen sie lebendig,  
Leben zu wecken  
Auf starren Gletschern  
Im öden Gestein  
Und in verkümmerten Herzen.

Über alle Lande ergießen sie sich,  
Über die ahnungslosen  
Müden Schläfer;  
Die wissen es nicht,  
Sie nennen es Traum. —

In den dumpfen, schmalbrüstigen Städten,  
Du dort drunten,  
Kennst du das Leben?

### Gottfried Keller.

Das Leben eines Dichters geht seine eigenen Wege. Wer sich in der Literaturgeschichte umsieht, findet in den Geschicken und Erfahrungen ihrer Helden gar viel Außerordentliches und Sonderbares. So auch bei dem Schweizer Gottfried Keller.

Er wurde am 19. Juli 1819 in Zürich geboren. Sein Vater war der Drechslermeister Hans Rudolf Keller, ein Mann erfüllt von patriotischen Ideen. Er besaß ein edles Gemüt und war immer voll Begeisterung dabei, wenn sich eine Gesellschaft zu gemeinnütziger Unternehmung zusammantat. Seinem Geschäfte ging er tüchtig nach, galt es doch, für sechs Kinder zu sorgen. Vier starben schon im zartesten Alter und als der wackere Mann mit erst 33 Jahren der Auszehrung zum Opfer fiel, hinterließ er der kummervollen Witwe den erst fünfjährigen Gottfried und das 1822 zur Welt gekommene Schwesterchen Regula.

Im Hause „Zur Sichel“ am Rindermarkt, das der Familie fast als einziges Besitztum geblieben war, inmitten von Mietsleuten, seltsamen Typen der Biedermeierzeit, verlebte der Knabe die ersten Jugendjahre. Diese Zeit schildert er so wunderbar treffend nach seinen eigenen Aussagen in seinem Lebensroman „Der grüne Heinrich“. Auf Wunsch des Vaters empfing Gottfried Keller seinen ersten Unterricht in der Armenschule „zum Brunnenturm“, welche von gemeinnützigen Männern für dürftige Kinder eingerichtet worden war. Im Jahre 1831 trat er dann in das sogenannte Landknabeninstitut ein. Das aufgeweckte Alter und der Nachahmungstrieb brachten die Lust zum Versuchen, und die neugewonnenen Kameraden ließ er seine Künste bestaunen. Die Freude an den Farben ließ ihn ein eigenes Bilderbuch anlegen. Ein grünes Notizbüchlein betitelt er „Meine Launen“ und verewigte darin seine Einfälle. Den Hauptspaß bereiteten ihm die Puppenspiele, die er mit seinen Kameraden aufführte, nachdem er selbst den Text geschrieben und die szenarischen Anweisungen gegeben hatte. In des Dichters Nachlasse fanden sich verschiedene dieser Stücke und Entwürfe noch handschriftlich vor, wie das Zauberdrama: „Der Hexenbund“, eine Bearbeitung der Schiller'schen Ballade „Der Gang zum Eisenhammer“, und die Tragödie: „Der Tod Albrechts des römischen Kaisers“. Aber der Sinn des Fünfzehnjährigen wandte sich mehr und mehr der Malerei zu, wohl weil es ihm als das Buntere und Lustigere erschien.

Außere Anregung zu dieser Wahl mochten auch die Kunstausstellungen in Zürich geben. Das besorgte Mütterlein schüttelte allerdings zu diesem praktisch nicht gleich faßbaren Plane den Kopf.

Schneller aber als beide geahnt hatten, sollte die Entscheidung fallen. Im Jahre 1833 war Gottfried Keller in die Industrieschule eingetreten. Hier herrschte ein ganz anderer Ton unter den Mitschülern. Dem herausfordernden Gebahren der vornehmen Herrenbuben und ihrem Weltton gegenüber stand er unsicher da. Als eben die wahre Lernbegierde aufzutauen begann, fand er sich eines Morgens jählings aus der hoffnungsvollen Bahn gerissen. Als Rechenlehrer war an der Schule ein Mann tätig von vieler Herzengüte, aber unerfahren in der Behandlung der Jugend. In den Stunden wurde Unfug gegen ihn getrieben, so daß man ihn seines Amtes entheben mußte. Das Abholen der Hefte in seinem Hause gestaltete sich zu einem wahren stürmischen Schülertumult, welcher das Einschreiten der Behörde nötig machte. Gottfried Keller war bei jenem Ereignis im Begriff heimzukehren, als die Schüler der höheren Klassen ihn mit sich rissen. Er fühlte sich hierdurch sehr geschmeichelt und da sich in ihm die Romantik regte, schlug er vor, man solle einen geordneten Zug bilden und ein patriotisches Lied singen. An weiterem Unfug beteiligte er sich nicht. Da er aber bei der späteren Untersuchung treu bei dem stand, was er getan und außerdem nach den verworrenen Aussagen seiner Kameraden als Rädelsführer angesehen wurde, wurde an ihm „ein Exempel statuiert“. Am 9. Juli 1834 mußte er die Schule verlassen.

Die nächste Folge des Ereignisses äußerte sich in der trübseligen Grillenfängerei, der er bis in das reife Mannesalter verfallen sollte. Im gastfreundlichen Hause des Onkels mütterlicher Seite, des Arztes Heinrich Scheuchzer, verbrachte er den Sommer. Im Herbst kehrte er dann mutvoll mit einer Mappe voll Zeichnungen und Farbenbildern zurück, die er nach der Natur entworfen hatte. Sein Wunsch war nun, einen tüchtigen Lehrmeister zu finden. Leider war der einzige gute Aquarellist in Zürich kurz vorher gestorben und der „Kunstmaler“ Peter Steiger besaß von einer richtigen Schulung keine Idee und ließ seinen Zögling kopieren und nachtuschen, wie es ihm beliebte. Bald aber versuchte er es wieder mit der Poesie, da er merkte, daß diese Art Unterricht keine guten Früchte tragen konnte.

Zu Weihnachten 1835 wurde Gottfried Keller konfirmiert. Die Konfirmation bildete für ihn einen neuen Ausgangspunkt zu reger Seelenbetätigung; er versuchte, sich mit religiösen Zweifeln und Fragen auseinander zu setzen. In dicken Heften vermischte er seine Lesefrüchte mit eigenen Zutaten, da es ihn zum Schreiben ebenso drängte wie zum Malen. Der Sommer des Jahres 1837 schien etwas Gutes bringen zu wollen. Keller wurde der Schüler eines echten Meisters, des Zeichners und Aquarellisten Rudolf Meyer aus Regensdorf, welcher ihm den ersten geregelten Unterricht zuteil werden ließ. Aber das Mißgeschick verfolgte ihn zu sehr. Im März 1838 verließ der Meister plötzlich Zürich.

Gottfried Keller verlebte die nächsten Jahre teils in Zürich, teils in Glattfelden. Tüchtig versuchte er sich weiter im Malen auszubilden. Zwischendurch aber entwarf er in seinen Büchern eine Menge malerischer Motive in Worten, welche ebenso gut Dichtungen sein könnten. Mit Verständnis las er die Werke der größten Dichter. Schließlich aber war für die Malkunst in Zürich nichts mehr zu erwarten. Er wollte nach München. Eine vielhundertjährige Familienschrift wurde nicht ohne Mühe verkauft. Die Mutter gab ihren Segen und fort ging es im Mai 1840 nach München.

Auf München hatte er alle seine Hoffnung gesetzt. Die 200 Gulden, welche er besaß, mußten ausreichen, bis er selbst etwas erwerben konnte. Als „Eleve der Königlichen Akademie“ nahm man ihn nicht auf, da er über zu wenig Kenntnisse verfügte. So wurde aus dem Studium ein regelloses Spiel des Zufalls. Wie er sich in Zürich in Aquarellen versucht hatte, versuchte er es in München mit der Ölmalerei. Wollte sich Gottfried Keller das Fehlschlagen seiner Künstlerhoffnungen nicht eingestehen, so

redete die Not um so lauter zu ihm. Am Ende des ersten Sommers warf ihn das Fieber nieder, welches er aber tapfer überwand. Die größte Sorge bereitete ihm der Geldmangel, der ihn von da an 20 Jahre nicht mehr verließ. Zu Ende des zweiten Winters war der Münchner Kunstverein bereit, ein fertiges kleineres Bild von ihm zu kaufen um 60 Gulden. Eine kleine Veränderung wurde noch gewünscht, aber die Leinwand verbrannte am Ofen, wohin sie der wieder hoffnungsvolle Künstler zum Trocknen gestellt hatte. Voll von Hoffnungen sandte er schließlich ein Bild nach Zürich. Wegen ungenügender Verpackung kam es in beschädigtem Zustand an und blieb unbeachtet. So scheiterte auch die letzte Hoffnung. Als es gegen Herbst 1842 ging, hielt der Hunger seinen Einzug in das Stübchen des Malers. Aber es mußte gelebt sein. So raffte er denn alle Kunstblätter, Zeichnungen etc. zusammen und verkaufte sie bei einem Trödler für 24 Kreuzer das Stück. Endlich mußte er sich bequemen, wie uns im „Grünen Heinrich“ erzählt wird, Fahnenstangen anzustreichen. Da war nun das Maß voll. Er beschloß, nach Zürich zurückzukehren. Im November 1842 kam Gottfried Keller in seiner Vaterstadt an.

Zuhause wollte er nicht untätig sein. Er schlug seine Staffelei auf in einem Raum, der sich schwer heizen ließ. Oft setzte er sich, um sich besser zu erwärmen, an den Ofen und schrieb und schrieb, was da in ihm gährte, was die trübe Stimmung über die so unsichere Zukunft angesichts der sorgenvollen Mutter und der immer schaffenden Schwester in ihm hervorrief. Er fing ein Tagebuch an. Es war von diesen Aufzeichnungen kein großer Schritt mehr zur Dichtung selbst, als er sich vornahm, einen traurigen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen. Es waren die Anfänge des „Grünen Heinrich“. Gottfried Keller wurde zum Dichter. Zu dieser Umwandlung brauchte es keinen schweren Kampf. Dauerte auch das Zeichnen und Malen noch fort, es trat bald an die zweite Stelle, dann ganz zurück. Es begann in den beginnenden vierziger Jahren in allen Fibern rhythmisch zu leben, so daß er genug zu tun hatte, die Masse ungebildeter Verse, die er täglich hervorwälzte, mit schneller Aneignung eigener Poetik zu bewältigen. Die aufgeregten Tage brachten den Stoff mit sich, Freiheit, Fortschritt, Völkerfrühling.

Da half ihm zum Glück das andere Zürich, die Freistadt der deutschen Flüchtlinge, der vielen bedeutenden Männer, welche, durch die Reaktion aus ihrem Vaterlande verdrängt, in der Schweiz das Brot der Verbannung aßen. Dafür schufen sie der neuen Heimat den reichsten Boden für wissenschaftliche Bestrebungen. Da waren zu jener Zeit die Dichter Follen, Herwegh, Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben. Hier gründete Julius Fröbel 1840 eine Buchhandlung, wo alles verlegt wurde, was die deutsche Zensur wegen staatsgefährlicher Tendenzen verboten hatte. An ihn wandte sich Gottfried Keller im August 1843 mit einer Sammlung seiner ersten Gedichte. Fröbel wies ihn an den Dichter Follen, der sich ihrer lebhaft annahm. In Fröbels „Deutsches Taschenbuch“ erschienen damals die Lieder eines Autodidakten von Gottfried Keller von Glattfelden. Als selbständiger Band erschienen die Gedichte in demselben Jahr bei Winter in Heidelberg. Die Dichtungen erwarben ihm die vertraute Freundschaft der Familie Schulz und Freiligrath. Einen gar lieben Freund gewann er in Wilhelm Baumgartner, der ihm 1846 noch das nun zur Nationalhymne gewordene „An mein Vaterland“ komponierte.

Im Jahre 1848 taten sich einige seiner Bekannten zusammen, um die Züricher Regierung zu bewegen, ihm ein Stipendium von 800 Franken zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung im Auslande zu gewähren. Man machte Gottfried Keller den Vorschlag, eine große Orientreise zu unternehmen. Er verzichtete aber, um lieber in Heidelberg sich einem geregelten Universitätsstudium hinzugeben. Im Oktober 1848 traf er dann in Heidelberg ein. Wohl besuchte er die Vorlesungen des Historikers Ludwig Häusser, aber mehr fühlte er sich angezogen von dem Philologen Ludwig Feuerbach und dem Privatdozenten Hettner, welcher über Ästhetik und Literaturgeschichte fas-

Hettner wandte seine ästhetischen Untersuchungen vornehmlich dem modernen Drama zu, und unser Dichter verfolgte dasselbe Ziel zu praktischen Zwecken. Er studierte alles, was mit dem Theater in Zusammenhang stand. Ein großer Dramatiker wollte er werden. Da seine Geldmittel wieder einmal verbraucht waren, trieb ihn das quälende Bewußtsein, die Ersparnisse der Seinen gebrauchen zu müssen, diese Laufbahn zu wählen, die ihren Mann noch am besten erhalte, wenn er erst Beifall gefunden habe. Die Züricher Regierung beglückwünschte ihn zu diesem Entschluß, als sie ihm das zweite Stipendium überreichte. Die Wahl eines ferneren Aufenthaltes wurde ihm freigestellt. Zuerst dachte er an München, um sich mit Gutzkow, dem Dramaturgen des Dresdner Hoftheaters in Verbindung zu setzen, wählte dann aber Berlin mit dem größten Theater und dem berühmten Schriftsteller Varnhagen van Ense, der seine ersten Dichtungen beifällig und ermunternd aufgenommen hatte. So reiste er dann im Frühjahr 1850, nach einer fröhlichen Rheinfahrt, zu Freiligrath nach Berlin.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Spatz.

Ein Freiheitsliedchen durch Zufriedenheit.

Ein Sperling saß im Blütenbaum  
Und sonnte sein Gefieder,  
Er zwitscherte nach Spatzen Art  
Und dacht, es waren Lieder,  
Und war nicht wenig stolz dabei,  
Ob seinem twi-twi-twi-Geschrei!

Er kümmerte sich um die Welt  
Auch nicht für einen Batzen,  
Ich brauch kein Gut und brauch kein Geld,  
Kann wie ich will drum schwatzen,  
Ich bin, was Freiheit anbelangt,  
Doch König hier im ganzen Land!

Ich pfeif auf eitlen Erdentand,  
Auf weltliches Gepränge,  
Ich pfeif auf stolzen Federputz,  
Drin wär mir viel zu enge,  
Ich pfeife grad wie mir's behagt,  
Da wird nicht lange erst gefragt!

Ich tauscht nicht für ein Königreich  
Mit allen seinen Schätzen,  
Ich bau mein Schloß, wo ich es will,  
Aus Stroh und bunten Fetzen  
Und schlafe ohne Leibwacht süß,  
So süß, als wie im Paradies!

Und mit dem ersten Morgenstrahl,  
Schlüpf ich aus meinem Neste,  
Mit froh Gezwitscher, Berg und Tal,  
Grüß ich zum neuen Feste,  
Nichts laß ich in mein Herz hinein,  
Als reinen, goldenen Sonnenschein!

Und kann ich auch als Hab und Gut,  
Mein Nestchen nur euch zeigen,  
So nenn ich doch mit frohem Mut  
Die ganze Welt mein eigen,  
Die stets in reichster Pracht mir blüht  
In meinem sorgenfrei Gemüt.

Drum, Menschenkinder, wollt ihr sein,  
So froh wie ich hienieden,  
Nehmt an die Lehr von mir und seid  
Mit wenigem zufrieden.  
Dann werdet reich ihr unbewußt  
An Glück in der zufriedenen Brust!

Carlos v. Tschudi.

### Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Gewiß hat die Weltgeschichte früher schon das Werden, Wachsen, Reifen gar mancher Streitmacht gebucht, denn Heere und Flotten kamen und gingen durch der Jahrhunderte langen Korridor, wie mein Mann zu sagen pflegt. Aber nie zuvor durfte ein Geschlecht in des eigenen Lebens kurzer Spanne das Werden einer Seemacht und das Reifen einer Armada mit den Augen schauen. Das bewußte oder unbewußte Erinnern daran, meint der Onkel, erkläre, warum der Anblick der jungen Flotte auf deutsche Herzen so zündend, packend, begeisternd wirkt. Und, Ernst — ihre Stimme klang leiser — „er schwärmt und träumt noch weiter. Er denkt, dem Geschlecht, das die Flotte in der Wiege sah, werde es vom Schicksal auch vergönnt sein, sie mannbar unter Lorbeer zu sehen. Geht dir das zu weit?“

Er blickte fast mit Rührung auf die brennenden blauen Augen der Frau, die ihm eben noch eine Unbekannte war: „Tante, wir äußern uns zu solchen Hoffnungen nicht. Wir sind im Beruf und auf See so jung, daß wir sogar an Versprechungen nur eine machen dürfen. An uns soll es einmal nicht fehlen, und wir wissen, wie groß die Schuld, die wir mit unserem Leben als Dank für die Liebe und Sorge eines Volkes abzutragen haben.“

„Also war ich dir zu poetisch?“

„Nein, Tante. Ihr im Lande könnt nicht genug schwärmen, aber wir auf dem Wasser wollen als nüchterne Leute nur unsere Pflicht und Schuldigkeit tun.“

Nicht die Tante, nicht eine Frau, nein die Frau und die Seele Deutschlands, der Allmutter und Allgeliebten einer Rasse, hatte eben gesprochen! Und Worte ähnlich, obschon weniger durchdacht, aber durchglüht von gleicher Liebe, von gleicher Treue und von gleichem Sehnen nach der kommenden Herrlichkeit hörte überall in deutschen Landen der Seeoffizier als harten Dienstes Lohn. Der Wille zum Opfern für die Flotte drängte die einfache Frau wie hier die Dame des großen Hauses zur Vereinsmeierei. Das Schönste und Rührendste war vielleicht die Einfalt der Flottenschwärmer. Auf Wellen und Planken noch ein Fremder, sprach Michel den Seeoffizier als Schiffshauptmann an. Er kannte weder die Waffen noch die Schiffe der Flotte, aber fest wie ein Fels war des Träumers und Idealspinneres Vertrauen in beide, sein Glaube an ein sieghaft größeres Reich. Ein Hoffen und Wollen, so stark, gläubig und fromm, war noch nie zuschanden geworden.

„Das gnädige Fräulein läßt bitten.“

Die Tante stand auf: „Wir plaudern später!“ Sie führte durch drei Zimmer, in denen er eine ihm ungewohnte, stille, unaufdringliche, aber doch wohl sehr kostbare Pracht von reichen Möbeln, Teppichen, Gemälden, Vasen, Bronzen sah. Die letzte Tür öffnete der wartende Diener. Fast augenblendend glitzerte in dem großen, gelben Saal das Licht von der Decke auf Kristall, Parkett und Spiegelscheiben. In der Mitte lachte Elses Blondkopf über einen Schwarm von wohl 40 sie umdrängenden Kindern. Die ältesten schienen 14jährig. Die größeren Knaben trugen mit Pumphosen und langen, schwarzen Strümpfen schon Abendjacken über steifen, weißen Hemdblusen, die niedlichen kleinen Mädchen Kleider von leichtem weißen, rosa oder lichtblauen Zeug. Alle reckten die wohlgekämmten, oft mit Schleifen geschmückten Köpfe gegen die Mitte des Kreises um Else und betrachteten wohl den kleinen Löwen.

Die Tante nickte grüßend gegen eine Gruppe von Frauen in der Ecke rechts von der Tür. Ihre Kleider erzählten, daß sie für Sonntags- oder Festgebrauch bestimmt seien. Noch deutlicher bestätigten die mit Wasser geglätteten Haare, daß die Frauen die Kindermädchen der Kleinen waren. In der anderen Ecke verbeugten sich ein Mann im Frack, der puffige, anscheinend mit Schminke gerötete Wangen hinter dem mit Pomade gedrehten schwarzen

Schnurrbart blähte, und ein spätes Mädchen im Ballkleid, das einen Kneifer auf der Nase balancierte.

Beide tänzelten der Hausherrin entgegen. Überflüssig war es, daß die Tante Fräulein Piefke und Herrn Sempach im Weitergehen als Tanzlehrer vorstellte.

Else winkte dem Vetter mit der Hand, hob den Löwen auf und legte ihn dem Diener auf die Arme. Der Kinderschwarm löste sich. Die Kleinen reckten der Dame des Hauses die Hände entgegen. Er trat zur Cousine und blickte zählend über die 40 Köpfechen:

„Ihr müßt in der kurzen Zeit viel Verkehr gepflegt haben.“

„Frankfurt ist Geschäftsstadt, Vetter. Mancher drängt sich ins Haus, weil er durch Papa zu hören oder zu verdienen hofft, und da Baby sich einen Kinderball als Weihnachtsgeschenk wünschte, haben wir den Nachwuchs aller Bekannten aufgeboten.“

Er blickte ihr in die Augen. Wunderschön glänzten sie in dem lebhaften Spiel. Er spürte das große Glück, die ihm heute morgen so Ferne und Unerreichbare kennen gelernt zu haben und Cousine, Else, Du nennen zu dürfen.

„Wenn ich dich nun unterwegs angesprochen hätte?“

„Das würde ich mir schön verboten haben.“ Aber aus ihrem Blick sprach Zweifel. Sie schlug die Augen nieder, hob gleich wieder den Kopf, auch den Zeigefinger und drohte: „Du, Du!“

Dunkler schimmerte der Schmelz auf der Gesichtshaut. Sein wünschender Blick machte sie verlegen, aber schien doch ihr nicht unangenehm. Kurz wendete sie sich ab. In dem freien, schlitternden Gleitschritt, bei dem sie die Spitze der schmalen Füße nach außen drehte, hastete sie zu Sempach und der Piefke. Er ging nach und sah den Tanzlehrer der Cousine ein Bündel von Karten anbieten. Else nahm das oberste Doppelblatt, schlug es auf und las vor.

„An der schönen blauen Donau.“ Sie murmelte weiter: „Sehr hübsch, Fräulein Piefke. Lauter gute, alte Tänze haben sie ausgesucht. Vetter, wirst du die Française kommandieren?“

„Wenn ich mit dir tanzen darf, Cousine!“

„Da kein anderer Herr hier ist, muß ich dich wohl nehmen!“

Vor der schmalen, fernen Wand probierten die Musiker ihre Instrumente. Else legte die Hände auf dem Rücken zusammen und begann auf den Fußspitzen zu wippen, als Mädchen, das die Tanzlust schwer bezähmen kann. Da war es, als sprängen von ihr elektrische Funken in seine Glieder. Auch er glaubte, kaum noch warten zu können, bis er den zierlichen, straffen, jungen Leib in den Armen spürte. Der Kopf schwindelte im Gedanken, daß das Unerwartete so nahe sei.

Einer der älteren Knaben mit kurzgeschorenem blonden Stoppelkopf verneigte sich in steifer Würde vor Else: „Darf ich gnädiges Fräulein um den ersten Walzer bitten?“

„Eine Extratour habe ich für Sie — Herr Rinkhausen.“

Enttäuscht, aber noch mehr geschmeichelt und rot wie ein Hahnenkamm trat der Junge zurück. Die Fiedeln kratzten und klangen zur Melodie von der „blauen Donau“ zusammen. Sempach und die Piefke klatschten in die Hände: „Die Mitte freimachen; gegen die Wände zurücktreten, meine jungen Herrschaften!“

Gleichzeitig mit der Cousine hob er die Arme. Sie tanzten an. Mit hartem Druck schloß er für eine Sekunde die Augenlider im Rausch der Freude über die Erfüllung des Sehnsens von heute vormittag. Geschmeidig lag sie an ihm, keine Last, sondern ein Wesen, das Flügel liebte. Sie tanzte, als könne er mit ihr durch die Luft fliegen.

„Vetter, du verstehst dich darauf!“

Ihre Augen lachten in die seinen und bestätigten, daß sie mit dem Tänzer zufrieden war.

Pardaus! Das erste Pärchen lag auf dem Parkett, Fast wäre er über den Bengel gestolpert. Um die Cousine nicht ins Fallen kommen zu lassen, schleuderte er

sie mit dem Recht des Verwandten an kraftvollen Armen durch die Luft in einem Bogen um die Liegenden herum.

Ah, das war schön gewesen! Aber in die Augen konnte sie ihm jetzt nicht blicken. An Armen wie von Stahl hatte er sie durch die Luft geschwenkt. Ein wenig dreist und derb schien er, aber — den Weg zurück bis nach Hamburg könnte sie so mit ihm gleiten. Allerhand kleine Paare rasteten schon auf den Stühlen. Sie wirbelten weiter zwischen vier flimmernden Wänden. Den kleinen Rinkhausen sahen sie bittende Augen heben.

„Ich habe ihm eine Extratour versprochen, Vetter.“

Er lachte: „Nix Extratour! So schön habe ich noch nicht getanzt. Überhaupt die ‚Donau!‘ Ist immer noch der beste Walzer. Gibt ein etwas wehleidiges, aber sehr hübsches Gedicht von einer Amerikanerin darüber.“

Er sprach kurz und gehackt. Auch ihr ging der Atem schwer, doch die Freude am Tanze blieb stärker als der Wunsch nach Rast.

„Was sagt das Gedicht?“

„Es erzählt von den Tausenden, die auf Schlachtfeldern zum Rauschen des Wassers der Donau starben, aber — meint die Wilcox — ihre Zahl sei gering gegen die der Herzen, die zum Rauschen der Melodie von der Donau im Ballsaal knackten.“

„Ich finde das komisch, Vetter. Unsere Herzen knacken doch nicht.“

Fast ärgerte ihn ihr Lachen. Stumm tanzte er weiter. Es war doch Wahres in dem Gedicht, denn wenn er jetzt am Kinn ihren Atem und dabei den heißen Wunsch, ihn mit Küssen in ihrem Mund zu drücken, spürte, sagte das Stechen im Innern: Zu spät. War es zu spät?

Sempach winkte mit der Hand und wiegte vorwurfsvoll den Kopf. Die Musik brach ab. Sie standen still. Else keuchte: „Vetter, geben Sie mir den Arm und kommandieren Sie: ‚Alle Paare hinter uns in Schritt fallen.‘“

Verwundert tat er es. Sie führte zur Promenade um den Saal: „In den Pausen will ich die Kinder in Bewegung halten. Sonst laufen sie hinaus und erkälten sich.“

An der Spitze des Zuges von zwanzig kleinen Paaren schreitend, blickte Else suchend um sich. Die Piefke, die neben den Musikanten stand, verstand die stumme Frage: „Frau Rinkhausen ist gekommen und die gnädige Frau mit ihr im Nebenzimmer.“

Ob in der Marine viel getanzt werde, fragte Else. Das lebhafte Spiel ihrer glänzenden Augen verriet, daß sie in einem Vorhaben mit ihrem Denken stets aufging und jetzt darum Interesse nur für Tanzen hatte. Er erzählte von der „Kieler Woche“, von den seltenen Bordbällen. Sonst biete sich dem Seeoffizier wenig Gelegenheit zum Tanz oder überhaupt zu Verkehr mit jungen Damen.

Es war befriedigend, das zu hören.

Ihm war beim Plaudern, als spüre er mit der kleinen Hand an seinem Ellenbogen auch die Wärme des erhitzten jungen Leibes, der in schnellem Atem den dünnen weißen Stoff vor der Brust blähte. Unter dem dunklen Schmelz auf der durchsichtigen Haut einer Blondine schimmerte jetzt schnell kreisendes, gesundes Blut. Wieder kräuselte sich Gelock über der Stirn und die Farbe des Haares erinnerte an Grete. Nur nicht an sie jetzt denken, sondern der Stunde sich freuen. Aber merkwürdig klar und deutlich glaubte er das Bild der Jugendgespielin zu sehen, während das wechselnde Spiel der blauen Augen Elses Gesicht den Reiz des Flüchtlings, doppelt zu Begehrenden gab. Wenn er nur den Kopf nach links in den Saal wendete, mußte er sich fragen, wie die Cousine aussah. Sogar beim Anschauen schien der Kopf mit krausen Löckchen und tanzenden Augen wie ein lockendes Trugbild vor ihm herumzuwirbeln. Es erinnerte ihn an das Gemälde von dem auf flüchtiger Kugel entrollenden schönen Weib, dem der liebestrunkenen Reiter ins Verderben nachhetzt, ohne die Hand auf den Preis seines Sehnsens legen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung der „Deutschen Internierten-Zeitung“:

Professor Wolterek, Hermann Hesse und Leutnant Sticks, Bern, Thunstraße 23.

# ELCHINA der Wiederhersteller

nach Dr. Scarpatezzi und Dr. A. Hausmann.

bei nervösem Unbehagen,  
bei Ermüdung durch geistige und körperliche Arbeit,  
nach anstrengendem Studium, langen Touren und Märschen,  
nach Nachtwachen und langer Krankheit.

Flaschen à Fr. 2.50 in den Apotheken.

Hauptdépôts: **St. Gallen:** Hechtapotheke, Marktgasse 11; **Zürich:** Uraniaapotheke, Uraniastraße 11;  
**Davos-Platz** und **Dorf:** Apotheken Hausmann.

## Buchhandlung Adolph Keel-Gut, Chur

Lieferant der deutschen Internierten für Graubünden

empfiehlt

Lehrbücher und Unterhaltungslektüre

## M. GREDINGER

Papeterie — Einrahmungsgeschäft — Buchbinderei

Poststrasse **Chur** Telephon 5.48

Bureau-, Schreib- und Zeichenmaterialien  
Beste Ausführung  
aller in sein Fach einschlägiger Arbeiten

## „Pilgerruhe“ — Interlaken

Christl. Hospiz  
Pension

Familiär geführtes, ruhiges Haus

Bad, Balkon

Rugenwald eine Minute

Deutscher Besitzer — Prospekte  
P. PREIS

## Staatlich diplom. Privatlehrerin

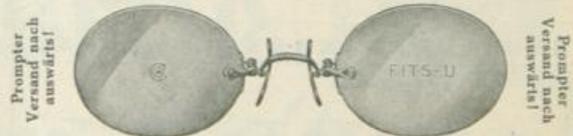
unterrichtet in

Französisch, Italienisch, Englisch, Latein  
und Klavier.

Mathilde Klee, Bern, Obstbergweg 6.

## I. OPTISCHES INSTITUT CARL CONRAD, Chur

Untere Bahnhofstraße • vis-à-vis der Rhätischen Bank



Spezialität in hochfeinen optischen Artikeln

ERSTKLASSIGE AUSFÜHRUNG

REPARATUREN werden in eigener besteingerichteter Werkstatt sofort erledigt.

## Internierte

Die mit dem Fahnenjunker Max Ohler, Inf.-Regt. Nr. 160, 3. Btl., Erkennungsmarke Nr. 706 (vermisst seit 7. Oktober 1916 nach einem Gefecht am Südrande des Pierre-Vaast-Waldes), in Gefangenschaft zusammen waren oder sonst etwas über seinen Verbleib angeben können, werden gebeten, ihre Adresse der Schriftleitung der Deutschen Internierten-Zeitung zu übermitteln.

Gesucht per sofort ein tüchtiger

## Kürschner

für dauernde Arbeit. Offerten an B. Dunkelmann, Bern, Kramgasse 63, erbeten.

## Fachmann

in Inseraten- und Zeitungsvertriebsgeschäft, der möglichst schon selbstständige Stellung innehatte, für Leitung der kaufmännischen Vertretung eines großen deutschen Verlages gesucht. Bewerbungen zu richten an

Schlesinger, Bern, Bahnhofsplatz 5.



**GEBR.  
LOEB  
SÖHNE**

# BERNS Größtes Warenhaus

Sie finden: Die reichste Auswahl  
Die billigsten Preise

INTERNIERTEN GEWÄHREN WIR PREISERMÄSSIGUNG

Suche für meine zwei Söhne im Alter  
von 14 und 10 Jahren einen deutschen

## Lehrer

der dieselben in allen Fächern unterrichten  
würde. Mit Familienanschluß und Gehalt  
nach Vereinbarung.

Frau Max Greven, Zürich 7  
Suzenbergstraße 152.

## Baugeschäft M. Sischer Lenzburg

das bereits deutsche Internierte beschäftigt, sucht  
zu baldigem Eintritt weitere

**Maurer und Handlanger.**

## Gelernte Gummiarbeiter

finden dauernde und lohnende Beschäftigung in der  
Schweizerischen Gummiwarenfabrik,  
J. Lonstroff in Aarau und Genf.

➔ Für erstklassige Weinhandlung in der Ostschweiz ➔  
wird ein  
**Flaschenküfer**  
gesucht.

Gute Bedingungen. Offerten erbeten an die Schriftleitung der Deutschen Internierten-Zeitung, Bern, Thunstraße 23.

Kornplatz Cel. 248 **Magazine zum Globus, n.-6., Chur** Kornplatz Cel. 248

Größte Auswahl bei billigsten Preisen und bester Qualität in allen Bedarfsartikeln:

Damen- und  
Kinder-Konfektion  
Schuhwaren  
Damen-Putz  
Leinen- und  
Baumwollwaren

Trikotagen  
Blusen  
Schürzen  
Herren- und Damen-  
wäsche

Gardinen und  
Tischdecken  
Linoleum  
Teppiche  
Glaswaren

Porzellan  
Korbwaren  
Haushaltungs-  
artikel  
Ledervern

Spielwaren  
Papeterie  
Galanterie  
Schirme und Stöcke  
Reiseartikel  
Sportartikel

**Ganze Aussteuern • Eigenes Fabrikat • Chokolade**